

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **43 (1965-1966)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Toni Lienhard / Markus Mäder (Uni) Xaver Achermann / Laurent Druey (Poly)	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 14 000 Redaktionsschluss Nr. 6: 30. November 1965	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83
--	--	---	--

Zum Rektorenwechsel an der ETH

Wir danken Ihnen, Herr Alt-Rektor

Kürzlich bemerkte ich Herrn Professor Dr. W. Traupel vor dem Schaufenster des Fachbücherei-antiquariates an der Tannenstrasse; fast schien es, dass unser Herr Alt-Rektor nun die Zeit findet, sich eingehend mit alter und neuer Fachliteratur zu beschäftigen und die Fundgrube von verstaubten Schmökern an der Tannenstrasse professoral unter die Lupe zu nehmen.

Nur wenige wissen, was für ein Arbeitsquantum unser ehemaliger Rektor Traupel zu erledigen hatte. Gegen Herbst jedes Jahres gilt es für den Rektor, in der Flut von Immatrikulationsgesuchen Ordnung zu schaffen. Welche ausländischen Abiturienten werden ohne Aufnahmeprüfung zugelassen? Herr Rektor weiss, welche Maturitätszeugnisse von der Eintrittsprüfung entbinden, oder er durchsucht die Schulratsprotokolle, bis er den betreffenden Beschluss findet. Ist die Arbeit getan, so müssen für alle neuen Polyaner Testathefte und Legi-

quent noch Studentenvertreter sei. (Diese Frage ist bestimmt berechtigt, da man im Poly ja nach dem Nutzeffekt zu fragen gelehrt wird.) Da können ein paar »Eingeweihte« jedoch schlagfertig zurückfragen: »Hast du vom Klimawechsel an den Schaltern der Rektoratskanzlei noch nichts gemerkt?« Oder: »Findest du es nicht herrlich, am Polyball in den Schulräumen tanzen zu können?« In der Tat ist es auch der Initiative von Herrn Alt-Rektor zuzuschreiben, dass noch heute der Polyball trotz berechtigten Klagen von Hausmeister und Professoren, trotz unzuverlässigen Verantwortlichen der studentischen Gremien im Hauptgebäude abgehalten werden kann. Obwohl Herr Professor Traupel eiserner Verfechter der thermodynamischen Hauptsätze ist, hat er für das Perpetuum mobile von Tanzmusik und Tanzbewegung alles Verständnis.

Es wäre zu wünschen, dass die Art und Weise, wie Professor Traupel die Studenten anhört und ernst nimmt, Schule macht. Nie hatte man den Eindruck, zufrieden sein zu müssen, wenigstens in das Zimmer des Rektors gelangt zu sein. Immer sass man als Studentendelegierter jemandem ge-

grafischen Verlag erschienen) gelesen hat, kann ermassen, wie tief der Alt-Rektor zu denken vermag. Unvergesslich, wie er am letzten ETH-Tag den oberflächlichen, weitverbreiteten Glauben an den sinnleeren technischen Fortschritt brandmarkte!

An einer Zusammenkunft des VSS klagte nur ein Kommilitone einer Universität über Differenzen mit seinem Rektor. Als ich sagte, dass es bei uns trotz des ausgeprägten Schulcharakters der ETH nicht so bestellt sei, erwiderte der Kommilitone lakonisch: »Ihr habt halt einen Rektor!« Und recht hatte er.

Herr Alt-Rektor, wir danken Ihnen für die immense Arbeit, die Sie für uns auf sich genommen haben, für die vielen Diskussions- und Vortragabend, die Sie geführt haben, und wünschen Ihnen bei vermehrter Freizeit viel Vergnügen in Antiquariaten!

Stöffy Erhardt, Alt-VSETH-Präsident

Der neue Rektor

Vor rund 100 Jahren, 12 Jahre nach der Gründung des Eidg. Polytechnikums, mögen sich einige Forststudenten irgendwo versammelt haben, um erfüllt von stolzem Erfolgsgefühl – die Wahl ihres Forstschullehrers Elias Landolt zum Direktor des Polytechnikums nach damaligem Brauchtum zu feiern. 98 Jahre sind seither vergangen: aus dem Polytechnikum wurde die Eidgenössische Technische Hochschule, aus ihrem Direktor wurde ihr Rektor.

Rund 100 Jahre sind auch vergangen, bis sich Ende Sommersemester 1965 wiederum eine – diesmal recht stattliche – Schar Forststudenten in ihrem Forsthaus versammelten, um mit grösster Freude die Wahl ihres Waldbau- und Forstwissenschaftlers Herrn Prof. Dr. H. Leibundgut zum Rektor der Eidg. Techn. Hochschule feiern zu können.

Wenn an dieser Stelle der neue Rektor der ETH von einem seiner Studenten vorgestellt wird und nicht von vielleicht berufenerer Hand, so geschieht dies aus einem ganz bestimmten Grunde: Herr Prof. Dr. Leibundgut ist in seiner ganzen Haltung und Einstellung ein Professor und Rektor für uns Forststudenten im speziellen und uns Polystudenten im allgemeinen. Wo immer wir ihn treffen, sei es in seinem Büro im LFO, in seinem Forstbetrieb auf dem Uetliberg, im Hörsaal oder auf Exkursionen, immer ist es sein Bestreben, aus uns Hochschulabsolventen Studenten und Menschen zu formen, die sich ihrer Stellung und Aufgabe voll bewusst sind.

Herr Prof. Leibundgut ist am 28. Juni 1909 in Affoltern im Emmental geboren. Nach Absolvierung des Städtischen Gymnasiums in Bern studierte und diplomierte er von 1928 bis 1932 an der Abteilung für Forstwirtschaft an der ETH. 1937 erhielt er den Doktor der technischen Wissenschaften mit einer Promotionsarbeit über Wald- und Wirtschaftsfragen im Lötschental. Aus seiner Tätigkeit als Oberforster in verschiedenen Gemeinden wurde er auf den 1. April 1940 zum ordentlichen Professor für Forstwissenschaften an der ETH als Nachfolger von Prof. Schädelin gewählt. Gleichzeitig wurde er mit der Leitung des Lehrreviers der Abteilung für Forstwirtschaft betraut. Wenige Jahre später wurde an der ETH das Institut für Waldbau errichtet, mit dessen Leitung Prof. Leibundgut betraut wurde. Von 1941 bis 1944 und von 1952 bis 1954 war er Vorstand der Abteilung für Forstwirtschaft und von 1951 bis 1955 präsidierte er die ständige Kommission der Dozenten an der ETH. Im Militärdienst bekleidet er den Grad eines Obersten.

Wir Forststudenten freuen uns darüber, dass die Idee der Demokratie, die Minderheit auch hier und da zum Zuge kommen zu lassen, hier in einer Art und Weise verwirklicht wurde, welche mächtigen Mehrheiten nur zu grossem Nutzen gereichen kann. Unsere Forstabteilung stellt gegenüber den grösseren Abteilungen quantitativ sicher eine Minderheit dar; die Wahl eines bedeutenden und prägnanten Mannes aus ihrer Mitte zum Rektor unserer Schule soll ein Beweis dafür sein, dass unser Bestreben, mit all unseren verfügbaren Kräften einer grossen Mehrheit dienen zu wollen, von Erfolg gekrönt sein kann.

»Der Dienst am Wald ist Dienst für unser Land und Volk! Verantwortungsgefühl, Schöpfergeist und die Ueberzeugung, dass für einen Forstmann alles für die Zukunft Geschaffene mehr zählt als der augenblickliche Erfolg, verleihen unserer Arbeit erst den rechten Sinn. Wo das Materielle vor das Geistige gestellt wird, wo der Eigennutzen vor der sozialen Verantwortung steht, fehlt die Triebfeder einer sinnvollen Arbeit.«

Diese Worte unseres neuen Rektors sollen zielweisend sein für uns Studenten; mögen sie aber auch der Leitgedanke sein bei allen Tätigkeiten auf dem Rektorat. Als Waldbauer ist Herr Prof. Leibundgut es gewohnt, die Kräfte der Natur auf

Der zürcher student ist nicht eine Zeitung, welche von vier Redaktoren für eine anonyme Masse von studentischen Lesern gemacht wird, sondern eine Zeitung von Studenten für Studenten. Jeder kann, soll und darf in den zürcher student schreiben. Die Redaktion befindet sich an der Universitätsstrasse 18, die Sprechstunde der Redaktion ist jeweils Dienstag und Mittwoch von 12.30 bis 13.30, unsere Telefonnummer: 47 75 30.

An alle zürcher-student-Leser:

Der zürcher student erscheint auch in diesem Semester viermal. Er wird jeweils in den Hauptgebäuden und allen Instituten der ETH und der Uni aufgelegt, wo er gratis ab der Beige genommen werden kann. Studenten, welche ihn nach Hause geschickt wollen, mögen eine der in den Kanzleien der beiden Hochschulen aufliegenden vorgedruckten Adresskarten ausfüllen und uns zuschicken. Sie werden den zürcher student gratis ins Haus geliefert bekommen. Adressänderungen bitte mitteilen!

die besten Exemplare zu konzentrieren; wir Studenten wünschen sehr, dass Herr Rektor die Zeit finden werde, seine Kräfte und seine Arbeit zu konzentrieren auf das Beste für die ETH und ihre Studentenschaft.

Karl Rechsteiner, cand. ing. forest.

Zum ETH-Tag 1965

Liebe Studentinnen und Studenten,

Der ETH-Tag 1965 ist überschattet vom Verlust unseres Herrn Schulratspräsidenten Professor Dr. Hans Pallmann. Die ETH hat den weitsichtigen Planer für ihren Ausbau, die Studentenschaft den ihr stets wohlgesinnten und mitfühlenden Freund verloren. Wir alle bleiben dem verstorbenen Herrn Präsidenten dankbar und wollen freudig die Verpflichtung übernehmen, uns ganz in seinem Geist für die Verwirklichung der von ihm klar vorgezeichneten hohen Ziele einzusetzen.

Schulratspräsident Pallmann hat uns selbst immer wieder gemahnt, Freude und frohe Geselligkeit nicht zu vergessen. So wollen wir uns am ETH-Tag 1965 freuen darüber, dass der erfolgreiche Lehrer und Forscher seinen von ihm als Berufung aufgefassten Beruf damals aufgab, um 16 Jahre lang dem Ganzen unserer Hochschule in einem für ihre Entwicklung ausserordentlich entscheidenden Zeitabschnitt zu dienen. Wir wollen uns auch darüber freuen, dass es dem jungen Bundesstaat schon kurze Zeit nach dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft gelang, sich in seiner ersten wahrhaft grossen und für die Entwicklung unseres Landes bedeutenden kulturpolitischen Tat zu Errichtung unserer Technischen Bundeshochschule durchzurufen. Der Wunsch der Studentenschaft, den ETH-Tag vermehrt auch zu einem Festtag für sie werden zu lassen, hat mich daher herzlich gefreut.

Es ist mir jedoch auch gut bekannt, dass unser Auditorium maximum dem Wunsche der Studentenschaft, am Festtag teilnehmen zu können, längstens nicht mehr genügt. In den letzten Jahren fanden kaum die offiziellen Abordnungen der Studentenschaft neben den vielen Gästen, Professoren, Dozenten und Freunden unserer Hochschule Platz. Für die Studierenden aber, welche bei diesem Anlass etwas über das aufgelaufene Studienjahr, über die ihrer Lehrerschaft zuteil gewordenen Erfolge und Ehrungen hören möchten, fehlte der Raum. Dem Studentengesangsverein und dem Akademischen Orchester fehlte die Möglichkeit, am ETH-Tag ihren Kommilitonen Zeugnis von ihrer Freude an der Musik abzulegen.

Um alle diese Mängel zu beheben, versuchen wir am 13. November, die Feier in der grossen Halle des Hauptgebäudes durchzuführen, wodurch nun auch die Studierenden die Möglichkeit erhalten, an ihrem Fest teilzunehmen. Die Arbeit wird, was auch erstmalig ist, um 10 Uhr an der ganzen Hochschule eingestellt, um auch das am Semesteranfang ganz besonders schwer belastete Personal und alle Angestellten unserer Hochschule an unserem Festtag empfinden zu lassen, wie dankbar wir ihm für seine grosse Arbeit sind.

So soll der ETH-Tag mithelfen, trotz der ständig zunehmenden Zahl der Studierenden, der Dozenten, der Mitarbeiter und des Personals an unserer Hochschule das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu fördern. Deshalb begehren wir den ETH-Tag 1965 mit besonderer Dankbarkeit und Freude.

Ihr Rektor der ETH Hans Leibundgut



Links der neue Rektor der ETH, Prof. Leibundgut, rechts der alte Rektor Prof. Traupel

timationkarten unterschrieben werden – welche erbauliche Tätigkeit! Die ansehnliche administrative Arbeit ist jedoch lange nicht die einzige rektorale Aufgabe. Es seien im weitem nur die mannigfachen Repräsentationspflichten, die Leitung der Rektoratskanzlei und das Präsidieren der Dozentenschaft genannt. Daneben oblag Herrn Alt-Rektor Traupel die Leitung der Krankenkasse, deren Mitglieder bekanntlich alle Studenten an der ETH sind. Dem Verständnis und Entgegenkommen des amtierenden Rektors ist es zu verdanken, dass seit antherhalb Jahren die Kosten der ersten Brillengläser von der ETH-Krankenkasse übernommen werden. Mancher Delegierte des VSETH wird sich an einem Krankenkassen-DC im stillen gewünscht haben, dass die Delegierten-Convente des VSETH auch so ruhig-sachlich und speditiv geführt würden!

Dass Herr Alt-Rektor Traupel neben der Arbeit als Institutsvorsteher und Professor als Rektor noch Zeit für kleinere studentische Probleme fand, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Da gelangte zum Beispiel einmal ein VSETH-Vorstandsmitglied mit einem Brief eines sogenannnten Pendlers zu ihm, der sich beklagte, dass es mit den frühesten Zügen nach Zürich unter Umständen nicht möglich sei, Vorlesungen, die um 7 Uhr 15 beginnen, zu besuchen. Herr Rektor nahm das Anliegen wohlwollend entgegen und richtete ein Schreiben an seine Professoren-Kollegen. Wohlwollend und mit grosser Toleranz zeigte er sich auch in Disziplinarvergehen von Studenten, deren Erlidigung ihm ebenfalls aufgebürdet war. Der gerade Leser denkt nun vielleicht, dass ihm die verschiedenste Persönlichkeit des abtretenden Rektors nichts genutzt habe, da er weder Delin-

genüber, der sich der vorgebrachten Sache ganz annahm und nicht nur mit einem Ohr zuhörte. Als vor einem Jahr eine Vorstandsdelegation des VSETH sich im ehrwürdigen Zimmer des Herrn Rektors zu einer Besprechung des Haupttraktandums »Verspätete Prüfungsausgabe« an den Tisch setzte, holte sich der damalige Rektor Pa-pierblock und Bleistift und eröffnete die Besprechung, auf einen Katalog von Klagen gefasst, mit den Worten: »So, jetzt legen Sie los!«

Es ist nicht möglich, die Persönlichkeit von Herrn Rektor auch nur annähernd zu würdigen, ohne seine Vielseitigkeit kurz zu streifen. Als Student belegte stud. Masch.-Ing. Traupel Mathematik und Mechanik auf französisch, um die französische Terminologie und Sprache gleich mitzulernen. Mit grossem Interesse hörte er die Vorlesung des damaligen Philosophieprofessors an der ETH. Auch heute schätzt unser Herr Alt-Rektor die Freifächer ausserordentlich und misst ihnen grosse Bedeutung bei; das kam auch zum Ausdruck, als er vor kurzem die Freifachprofessoren wegen des »Schwänzens« vieler Studenten ungefähr mit den Worten tröstete: »Wenn nur jeder zehnte ihre Vorlesung besucht, hat die Freifachabteilung ihren Sinn, denn diese zehn Prozent gehören später zu den Besten!« Dass Herr Alt-Rektor noch Zeit findet, in einem Gesangbuch mitzuwirken, ist umso erstaunlicher, als er in Begrenztheit mit Hingabe seine eigene Dampflokomotive restauriert und pflegt – ein wahrhaft professorales Hobby!

Zum Eindringlichsten jedoch gehören die Reden an den ETH-Tagungen. Nur wer zum Beispiel die Reden »Schöpferisches Denken im Maschinenbau« und »Fragwürdiger Fortschrittsglaube« (im Poly-

Auf den Seiten 13-24:

Sonderbeilage zu Bau-, Wohn- und Mensaproblemen der Hochschulen und Studenten Zürichs:

Wo soll der Student von morgen studieren, wohnen, essen?

die hochschule andere

PERUGIA – Cultura all'italiana

Zum Strom der reziproken Invasion, der sich im Rhythmus der Ferienzeiten hin- und herüber über die italienisch-schweizerische Grenze bewegt, gesellt sich jährlich eine stattliche Zahl von Studenten unserer Hochschulen. Sie reisen mit nicht minder schweren Koffern nach Italien als unsere Gastarbeiter und kehren meist mit noch schwerem Gepäck wieder heimwärts. Diese Italienfahrer unterscheiden sich durch Ziel und Vorhaben ihrer

auf ihre Rechnung. Und wer mit wachen Sinnen den Lektionen folgt, dem tut sich hinter der Sprache eine ganze Kultur auf: die italienische weite sich zur römischen, zur europäischen.

Eine eindrückliche Illustration für den Einfluss des frühitalienischen Gedankengutes auf andere Kulturkreise bietet die in einem Saal der Fremdenuniversität zum Anlass des 700. Geburtsjahres von Dante eingerichtete Bücherschau. In 42 Vtri-



Perugia – Palazzo Gallenga – Sitz der italienischen Universität für Ausländer

Reise von den üblichen Ferienausflüglern, die in den kurzen Sommerwochen die Apenninhalsen vom Schaft bis zur Stiefelspitze durchstreifen.

Hoch über Hügel — wie Rom

Geographisches Ziel ist Perugia, die Hauptstadt Umbriens, von der der offizielle Kunstführer sagt, sie erhebe sich hoch über Hügel, wie Rom. Topographisch trifft dieser stolze Vergleich zu, denn man kann im mittelalterlichen Perugia kaum hundert Schritte ebensaus gehen; bergauf und bergunter winden sich die Strassen und winkligen Gassen.

Niemand darf es der Fremdenwerbung übelnehmen, wenn sie ferner behauptet, Perugia liege am Tiber, wie Rom, obwohl die trägen Wasser die Hügel in einer weitausholenden Schleife umflessen. Der tiefinnige Beobachter Heinrich Fedler ist sogar sicher — man lese es in seinen »Umbri-schen Reisegeschichte« selber nach! —, dass just an der Brücke zwischen Perugia und Assisi der Tiber den heimlichen Entschluss fasse, hierfür kein Umbrier, sondern ein Römer zu sein.

Dieser heimliche Drang, aus dem Provinzialismus auszubrechen, besetzt auch die Stadt auf den umbrischen Hügel. Und dies nicht erst in jüngerer Zeit, wie eindrückliche Baudenkmäler aus glorreicher etruskischer Vergangenheit und kostbare Kunstwerke aus Mittelalter und Renaissance bezeugen. Seit aber westlich des Trasimenischen Sees schnellere Bahn- und Strassenverbindungen den grossen Touristenstrom auf direktem Wege romwärts führen, ist es in Perugia stiller geworden; und wer einen Abstecher ins hügelige Landesinnere wagt, steuert meist geradewegs auf Assisi zu.

Università Italiana per Stranieri

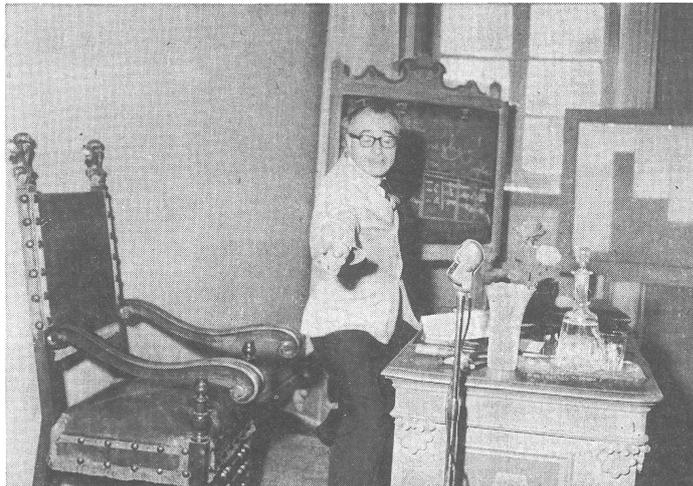
Perugia, obwohl seit dem frühen 14. Jahrhundert Universitätsstadt, rückte erst wieder in das Blickfeld des internationalen Interesses, als 1921 aus den Hochschulkursen eine eigene Universität für Ausländer hervorging. »Universitas« nennt sich die Hochschule nicht nur aufgrund ihres weitgespannten Bildungsprogramms — nebst den dreistufig geführten italienischen Sprachkursen vermittelt sie den ausländischen Studenten Einblicke in die italienische Geschichte, Literatur, Philosophie und Kunstgeschichte und führt einen eigenen Kursus für Altertumskunde und Etruskologie —, sondern vor allem wegen ihrer weltweiten Ausstrahlung. In den rund vierzig Jahren ihres Bestehens waren über 40 000 Studenten aus mehr als 120 Nationen immatrikuliert.

In erster Linie ist die Ausländeruniversität Sprachschule. Wer nach Perugia fährt, will schnell und gut Italienisch lernen oder die zu Hause erworbenen Sprachkenntnisse auffrischen oder vertiefen. »Sprachkurse« nennen es die einen, »Studienaufenthalte« die Anspruchsvolleren. Beide kommen

nen werden Übersetzungen der »Divina Commedia« in 30 Sprachen gezeigt. Die englischen und deutschen Nachdichtungen nehmen den grössten Raum ein. Grosse Aufmerksamkeit — wie könnte es in Italien anders sein! — schenkt die Universität der Kunstgeschichte, deren Vorlesungen durch wöchentliche Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung ergänzt werden.

Antiquam exquirite matrem

hat ein spassiger Franzose mit »Cherchez la grand'mère« übersetzt! Doch die Universität nimmt ihren Wappenspruch ernst: Sie erforscht die gemeinsame kulturelle Grundlage. Dabei geht es dem verantwortungsbewussten Professorenkollegium, das für die Kurse der »Höheren Bildung« — sie stehen dieses Jahr ganz im Zeichen Dantes — durch namhafte Gastdozenten des In- und Auslandes erweitert wurde, nicht um nationale Propaganda. An der Ausländeruniversität in Perugia schweigt Italien nicht in Superlativen, sondern zeigt sich so, wie es in seiner Geschichte, in seinem Gedankengut und seinem Kunstreichtum ist und macht sich so zur Interpretin und Vermittlerin seiner Kulturgüter, ohne die Werte gering-



Temperament in der Vorlesung

zuachten, die jeder Hörer aus seiner angestammten Kultur mit sich trägt. Perugia ist ein Ort der Völkerbegegnung; nicht nach dem plumpen Motto »Seid umschlungen Millionen...«, sondern im Sinne des Dante-Zitats, das in der Aula Magna der Universität in ehernen Lettern an der Marmorbauwand geschrieben steht:

»... mein Sehnen soll Vollendung finden
in diesen wunderbaren Hallen,
die Licht und Liebe nur begrenzen...«

Die Schweiz an dritter Stelle

Die Zahl der jährlich immatrikulierten Schweizer bewegt sich zwischen 300 und 400. Im Gesamtverzeichnis nimmt die Schweiz mit 4500 Studenten nach den USA und Deutschland den dritten Platz ein.

Das Erstaugustfeuer auf einem umbrischen Hügel mit anschliessendem Spaghettessen und Tanz in einer Trattoria gehört seit Jahren zur Tradition der studentischen Veranstaltungen; und die Schweizerische Vereinigung der Freunde der Universität für Ausländer soll, was die jährlichen Zusammenkünfte betrifft, die regsamste aller Sektionen sein!

Die Leitung der Universität bemüht sich um eine mustergetreue Organisation, und das Sekretariat führt eine minutiöse Statistik, aus der z. B. zu entnehmen ist, dass im akademischen Jahr 1964 von den 549 verliehenen Diplomen 121 auf Schweizer entfielen. Der erfreulich hohe Prozentsatz (22%) mag einerseits auf die hohe Zahl akademisch gebildeter Hörer — ca. 1/3 der eingeschriebenen Schweizer sind im Besitze einer abgeschlossenen Mittelschulbildung —, andererseits aber einfach auf Fleiss und Ausdauer zurückgeführt werden, denn nebst der starken Vertretung aus dem Lehrfach finden sich Angehörige verschiedenster Berufsgruppen, von der Schneiderin bis zum Pösterler.

Auf allen drei Stufen wird zu den Prüfungen nur zugelassen, wer sich über eine dreimonatige Präsenz ausweisen kann. Absolventen des Oberkurses, der gründliche Sprach- und Literaturkenntnisse voraussetzt, können ein Diplom zur Lehrbefähigung der italienischen Sprache im Ausland erwerben.

Cultura all'italiana

Der stilvoll restaurierte und für die Bedürfnisse einer Hochschule eingerichtete Palazzo Gallenga, flankiert vom schwermütigen einäugigen Etruskertor, bildet den ansprechenden Rahmen zum Studium. Der Barockzauber der Stuckaturen und Deckenmalereien und der kunstvollen Stilmöbel schwingt weiter in den mit lebendiger Gestik umrahmten Vorlesungen der lebhaften Dozenten, vermischt sich durch die hohen, hellen Fenster hindurch mit dem klingenden Silbergrün der Olivenhaine und verliert sich schliesslich an den herben umbrischen Hügel. Wo gibt es bei uns eine Schule, die ihren Studenten in den weiten Treppenhäusern und Korridoren allmorgendlich durch ein freundliches »Buon giorno« dienstfertiger Pedelle aufwartet, eine Universität, die weder in der belebten Cafeteria noch in der stillen Bibliothek Raumot kennt?

Cultura all'italiana! Dazu gehört nicht minder die Atmosphäre ausserhalb der Universität, wie sie nur eine italienische Provinzstadt bieten kann: lauschige Arkaden und weite Treppenaufgänge, die zum Sitzen und in lauen Nächten zum Träumen einladen; Boulevardcafés, in denen flinke Kellner mit dem Espresso oder den Gelati in Sprichwörter eingekleidete italienische Lebensweisen servieren und dem Sprachkundigen mit höflicher Eleganz über Verständigungsschwierigkeiten hinweghelfen; Pizzerien, in denen man zwischen zwei Stück ofenwarmer Pizza flüchtige Bekanntschaften schliesst; aber auch wöchentliche Konzerte mit erstklassiger Besetzung im gotischen Saal der Umbrischen Nationalgalerie, wo man für 200 Lire (1.40 Fr.) nach Belieben in der ersten oder in der hintersten Reihe Platz nehmen kann...

Andere Städtchen, andere — Knaben

Sie gehören zwar nicht zum offiziellen Empfangskomitee der Universität, finden sich aber allabendlich mit grosser Pünktlichkeit vor dem Por-

tal des Palazzo Gallenga ein, mit und ohne Wagen. Was immer in einem Rock (resp. in bunten Hosen) einhergeht, wird mit Komplimenten überschüttet. Nicht alle Mädchen fallen auf die schmeichelnden Worte der »benediten Italianer« herein; aber mit »cara« und »bella« fühlen sich bisweilen sogar unsere sonst eher nüchternen Stauffacherinnen angesprochen!

Obwohl sich in Perugia noch niemand bemüht hat, die Bezeichnung »Fremd« in »Gast« umzuwandeln (die Wörter »fremdländisch« und »absonderlich« haben im Italienischen dieselbe Wurzel), wissen die Perugianer, was sie dem Ansehen ihrer »Weltstadt« und dem Wohle der ausländischen Studenten schuldig sind. Ein sprechendes (aber auch einmaliges) Beispiel für die Mischung von umbrischer Gastfreundschaft und süditalienischer Geschäftstüchtigkeit ist der Gastwirt Primo, der auf einem Aushängeschild den Studenten in vier Sprachen, auf italienisch und in perfekter deutscher, englischer und französischer Übersetzung, ein komplettes Menü zum Spezialpreis von 400 Lire anbietet. Das Touristenmenü kostet 800 Lire! Was die Reklame verspricht, wird gehalten; und der Wirt braucht um seine Kundschaft nicht zu bangen.

Quanto si paga?

Wer das Budget aufgrund früherer Erfahrungen macht, sieht sich bald betrogen. Die Teuerung hat auch Italien nicht verschont.

Für ein Zimmer bezahlt man heute in Perugia ebensoviel wie in Zürich und anderswo. Die Halbpension (Zimmer, Frühstück und eine Hauptmahlzeit) kommt auf 280 — 300 Franken zu stehen. Der Self-service an der Studententafel erlaubt eine billigere Lebenshaltung. Die Fahrkarte Zürich-Perugia und zurück kostet (heute noch!) 20 Rappen weniger als 100 Franken. Die Bücher sind, wenn man von den preiswerten »edizioni economiche« absieht, nicht billiger als deutsche oder französische Literatur.

Die Immatrikulationsgebühr beträgt 6000 Lire monatlich; für Examen und Diplome bezahlt man zusätzliche Taxen. (Der ausführliche Prospekt für das akademische Jahr 1966, das vom 1. April bis zum 23. Dezember dauert, erscheint in mehreren Sprachen im Januar. Anzufordern beim Sekretariat der Università Italiana per Stranieri, Palazzo Gallenga, Perugia.)

Grosse europäische Geister erachteten eine Italienreise für unerlässlich. Heute ist man über den Wert von Auslandsreisen verschiedener Meinung. Was für die Phil-Einsen und im besonderen für die Anglisten und Romanisten recht sei, gelte nicht unbedingt auch für andere Fakultäten. Wer sich mit dieser Erklärung nicht abfinden kann, dem bietet ein »Feriensemester« in Perugia einen Ausweg. Zugegeben: Drei Monate Sprachaufenthalt sind wenig. Aber wer überzeugt ist, eine Italienfahrt lohne sich immer, für den macht sich auch ein kurzweiliger Studienaufenthalt in Perugia bezahlt, und wäre es nur, um eine veraltete Vorstellung der Apenninhalsen aus der Geographie- und Geschichtsstunde zu revidieren. Wir leben mit Italienern zusammen und glauben, über ihr Land Bescheid zu wissen. Der »Stiefel« lässt sich aber nicht über einen Leisten schlagen. Italien erstreckt sich von Afrika bis zu den Alpen. Umbrien liegt im Zentrum des vielgestaltigen Landes; und hoch über seinen Hügel, die der Weltstrom Tiber umspült, erhebt sich Perugia.

Peter A. Füglistner

Keine Rehabilitierung für Oberstbrigadier Primault?

Bekanntlich hat nach der Amtsenthebung der Waffenfächer der Flieger- und Flabtruppen eine Untersuchung gegen sich selbst verlangt. Wie man weiss, ist diese Untersuchung inzwischen abgeschlossen worden. Einmal mehr hat sich jedoch der Bundesrat geweigert, diesen Bericht der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Gegen diesen Entscheid ist in aller Form zu protestieren. Es scheint nämlich, dass der Bericht die Absetzung dieses Offiziers als ungerechtfertigt erscheinen lässt. Es ist nicht anzunehmen, dass der Bundesrat zögern würde, diesen Bericht zu veröffentlichen, wenn dadurch die Absetzung Primaults gerechtfertigt würde. Hier kann das Argument (wie beim ebenfalls nicht veröffentlichten Bonjour-Bericht), man wolle noch lebende Personen nicht kompromittieren, nicht verlangen, denn es scheint schlechthin unmöglich, einen durch dubiose Umstände abgesetzten Offizier noch mehr zu kompromittieren. Es ist hingegen nicht anzunehmen, dass, wenn die Absetzung tatsächlich am Platze gewesen wäre, Primault dagegen protestiert hätte, indem er eine Untersuchung gegen sich selbst verlangte. Es kann nicht angehen, dass der (kollektive?) Bundesrat seine Fehlentscheidungen durch andere sühnen lässt!

Nicht nur die Öffentlichkeit hat ein bei der Diskussion um die Veröffentlichung des »Mirage-Berichtes« erläutertes Recht, über alle Hintergründe dieser unglückseligen Affäre genau orientiert zu werden, sondern ebenso hat E. Primault ein primäres Anrecht, auch in der Öffentlichkeit rehabilitiert zu werden, falls der Bericht, wie es nach gewissen Informationen anscheinend der Fall ist, seine Absetzung als unzulässig empfinden lässt.

Es ist also mit allem Nachdruck auf der Veröffentlichung dieses Untersuchungsberichtes zu bestehen!

Nicht dass wir das Beispiel der Vierten Republik der monatlichen Regierungswechsel als nachahmenswert propagieren möchten, aber falls solche Praktiken unseres Bundesrates Schule machen sollten, wäre zu überlegen, ob der berühmten Forderung des letzten Parteitag des SPS nicht doch stattgegeben werden sollte.

THEATER

Von der Konvention des Engagements

15. Internationale Studententheaterwoche in Erlangen

In Erlangen hat das sozialkritische Engagement des Studententheaters Tradition – man ging und geht nach Erlangen, um zu demonstrieren. Das Gelände scheint günstig; die alte, ehemals preussische Garnisons- und Universitätsstadt, gewerbetreibe und wohlhabend, in der die buntbemittelten Korporierten noch selbstverständlicher zu Hause sind als anderswo in Deutschland, kann als Muster deutscher Nachkriegsprosperität gelten.

Das Publikum im Markgrafentheater honorierte denn auch die Inszenierungen am höchsten, die sich gesellschaftskritisch gaben: die Uraufführung von Hans Henny Jahns »Strassencke« durch die Erlanger Studiobühne, das türkische »Kriegsspiel«, vorgeführt vom Theaterwissenschaftlichen Institut der Universität Ankara, und das Drama »Fuente Ovejuna« von Lope de Vega, episch demonstriert von der Theatergruppe »Louis Le Grand« aus Paris. Am geschlossensten wirkte die Pariser Aufführung, ein Beispiel konsequenten Regieaters. Der Regisseur kannte seinen Brecht und hatte deutlich bei Strehler und Damiani gelernt. Die Fabel vom Konflikt der Bauern, Adligen und Könige aus dem Spanien des 15. Jahrhunderts wurde in ihrer gesellschaftlichen Mehrdeutigkeit durchsichtig. Zur Verdeutlichung der gesellschaftlichen Bezüge war das Arrangement nach Mustern zeitgenössischer Malerei verwirklicht worden: die Welt der Bauern folgte in Kostüm, Farbe und Gruppierung Szenen bei Breughel, die Welt der Könige flächigen Miniaturen des 15. Jahrhunderts. In dem gleichmässig ausgeleuchteten, hellgrauen Bühnenraum entstanden Kompositionen von

hohem ästhetischem Reiz. Man überlässt sich dem Zauber zart abgestimmter Farbwerte oder maleirsch gruppierten Requisiten – der Kunstgenuss droht sich zu isolieren. Was der Fabel dienen sollte, führt vor ihr weg. Für Augenblicke schien der Regisseur dem eigenen Kunstsin zu erliegen.

Grosse Anerkennung verdient die Uraufführung des 1931 entstandenen Stücker »Strassencke« von Hans Henny Jahns, einem Werk um einen von der Gesellschaft verfolgten amerikanischen Neger, in dem sich rassische, ökonomische und sexuelle Motivierungen verwickeln. Benommen vom Rausch übersteigter Metaphorik, verwirrt vom grellen Geschehen verlässt man das Theater und sucht das monströse Ganze von einer Seite in den Griff zu bekommen. Der Regie war es nicht gelungen, die Uneinheitlichkeit des Werks in eine unterschiedene Konzeption zu binden: sie sass dem Vordergrundigen auf, der Rassenproblematik, und liess der Handlung einen Kurzfilm über die jüngsten Rassenverfolgungen in den Südstaaten vorausgehen, ohne zu spüren, dass dieses Motiv für eine durchgehende Motivierung nicht zureicht und das individuelle Drama des Helden verdeckt. Für Jahns war nicht zuerst die Hautfarbe des Negers interessant – ihn lockte das potente Tier, dem die Umwelt verfällt, das man aus Eifersucht und Schwäche mordet, nicht aus Rassenhass. Im einzelnen war vieles bestechend gelöst, etwa die Choreographie der Massenszenen – da war Entscheidung, Geschlossenheit, die dem Ganzen fehlte.

Die Vorliebe deutschen Studententheaters, einen festen Bestand an sozialkritischem Requisite immer

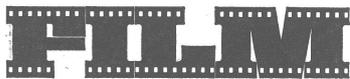
wieder auszuspielen, scheint bezeichnend für eine Mentalität der abstrakten Radikalität, die sich auf die Erkenntnis der bestehenden Wirklichkeit nicht einlässt. Man ist auf ein begrenztes ideologisches Programm (oder dessen erstarrte Formeln) eingeschworen – anstatt Ideologien zu zerstören, nimmt man sie einfach hin. Das türkische (Anti-)»Kriegsspiel« gewann das Publikum sofort. Es war gekanntes Agitationstheater, mit aller Vereinfachung und Direktheit, die zur Gattung gehört; das Stück ist für eine Kampagne unter den Analphabeten Anklamolen bestimmt. Wohl ist einem bei solchen Anklamolen nicht – der Denkaufwand ist zu gering.

Theater, das mit Mitteln arbeitet, zu deren Verständnis die ideologische Formel nicht ausreicht oder gar entbehrlich wird, hat es in Erlangen schwer. Viele von geschmähten ideologiefreien Theater – im Erlanger Jargon »Tralalatheater« – war tatsächlich unerheblich und glitt in eine auch künstlerisch unverbindliche Spiel ab, so die Beiträge aus Holland und Dänemark, das vom Kölner Theaterwissenschaftlichen Institut ausgegrabene »Altweibermärchen« eines Engländers der Shakespeare-Zeit ebenso wie die Frankfurter Bearbeitung von Aristophanes' »Plutos« oder die portugiesische Zumutung, »Aristophanes' »Vögel« in einer Aufführung durchzustehen, deren harmloser Märchenzauber gerade grotesk anmutete und nur aus den politischen Rücksichten erklärbar wird, die dortzulande auch im Theater zu beachten sind. Man las, das Studententheater Porto bemühe sich, in seinem Spielplan dem Publikum am Kontinent wie in den afrikanischen Provinzen gerecht zu werden...

Die beiden Aufführungen der Finnen aus Turku (»Münchenaleks« von Paavo Haavikko und »Kihlaus« von Aleksis Kivi) bezogen ihre Faszination aus der eigenwilligen Darbietung. Alles war strengster Stillierung unterworfen: die Geste verständigste sich zur Pantomime, die Bewegungsregie weitete sich zur genauen Choreographie, das Wort wurde zelebriert. Ein Gefühlsraum von grosser Intensität entstand – suggestiv, unentrinnbar, das Ganze einem Ritual nicht unähnlich.

Das Publikum im Markgrafentheater gab sich, was das bereits zur Erlanger Konvention gehört, frech und roh und demonstrierte sich kritischen Geist durch lauthalses Buh-Rufen. In den Diskussionen war es weit stiller; die Buh-Rufer waren entweder nicht anwesend oder hatten nichts zu sagen. Mit Unbehagen fährt man aus dieser Stadt, unsicher, ob die Unruhe nicht bloss Betriebsamkeit sei, das vielerlei Engagement nur eine unauffällige Form der Erstarrung.

A. Wirth



Filmstelle VSETH

Antwort an Werner Sieg, phil. I, unser Programm betreffend

Es ist wohl klar, dass wir die Vorwürfe des Herrn Werner Sieg nicht so ohne weiteres auf uns sitzen lassen können, um so mehr, als sie nicht gerade von grosser Sachkenntnis getrieben sind. Im Gegenteil, sie sind teilweise so lächerlich, dass es schade ist, wenn man sich gegen sie zur Wehr setzen muss. Aber seine Art, Filme zu betrachten, scheint in gewissen Kreisen sehr verbreitet zu sein.

Nach der Ansicht unseres lieben Kommilitonen sind also Western und Abenteuerfilme und Krimis schlecht, Filme, die von der Kritik im allgemeinen hoch gelobt werden, demgemäss gut. Das ist so ungefähr der Inhalt des ersten Abschnittes, der in immer neuen Wortspielen diese eine Ansicht ausdrückt. So betrachtet sollte es, glaube ich, jedem klar sein, dass das Nonsens ist und wie faden-scheinig die ganze Argumentation ist. Ausgerechnet ein Student, der sich doch gewöhnlich einbildet, etwas differenzierter zu denken als gewöhnliche Leute, wirft mit solchen Klischees um sich. Das Phänomen »Film« ist ihm nicht so ohne weiteres begrifflich, also bastelt er sich ein Modell, das nicht einmal sonderlich originell ist, und misst an ihm alle Filme, die ihm über den Weg laufen. Ich schliesse aus seinem Aufsatz, dass ein Film gravierende Probleme behandeln muss, bevor er möglicherweise gut sein könnte. Von diesem Standpunkt aus kann man alle Filme sehr einfach deuten: »Asche und Diamant« behandelt das Problem des Zwiespaltes zwischen Pflicht und Neigung, »Kanal« das Problem des Zusammenlebens in einer Partisanengruppe, »Chien Anouk« ist schon schwieriger, aber ein Problem behandelt er gewiss, das merkt man doch einfach, »L'aventura« beschäftigt sich mit dem Problem der Liebe etc. Ist man erst einmal so weit vorgedrungen, hat sich der Denkprozess im wesentlichen erschöpft. Wie einfach ist es doch, auf diese Weise einem Kunstwerk gegenüberzutreten! Man hat das »allgemeinmenschliche Problem« gefunden und ist zufrieden.

Dass Werner Sieg die einschneidende Aenderung in der Programmgestaltung der Filmstelle bemerkt hat, stellt seinem Scharfsinn ein gutes Zeugnis aus. Und er hat mit seiner Vermutung nicht einmal so unrecht: Es hing schon am Publikum, dass man bei der Suche nach Filmen andere Wege beschritt. Aber deswegen sollte man mit der Beurteilung doch etwas vorsichtiger sein. Und was die Vergleiche mit dem Filmklub Zürich und dem Mittelschulfilmklub anbelangt, so hinken sie etwas, denn wir sind kein Filmklub und wollen es auch nicht sein, deshalb nennen wir uns auch »Filmstelle«. Der Mittelschulfilmklub beschränkt

sich im wesentlichen auf Filme, die man gerne noch einmal sehen möchte, »valeurs sûres«; der Filmklub zeigt Filme, die man grösstenteils noch nie gesehen hat, aber nur aus einem gewissen Genre, und wir stehen etwa in der Mitte. Deshalb wagen wir es auch, in jedem Programm einen »Super-Edel-Spitzen-Wild-Western« zu zeigen, trotz dem gelegentlichen Nasenrumpfen einzelner Herren.

Ich möchte aber doch ganz klar feststellen, dass wir den Kampf gegen einen gewissen Teil des Publikums nicht dadurch führen, dass wir ihm entgegenkommen, sondern dass wir ihm gute Western und Kriminalfilme zeigen, weil es offenbar auch nicht zwischen guten und schlechten Filmen dieser Art unterscheiden kann.

Der Abschnitt über das Verhältnis eines Phil.-lers zum Western ist leicht befremdlich, und ich nehme ihn vorsichtshalber auch gar nicht ganz ernst, aber es ist doch einfach kindisch, den Phil.-ern das allein richtige Urteil über einen Film zu zubilligen, von dem man nicht einmal den Regisseur, geschweige denn den Inhalt kennt. Aber es gibt ja noch genug Genies, die einen Film nach seinem Titel beurteilen können. Ich kann es nicht, aber ich beschäufliche mich auch zuviel mit Filmen, was eine »deformation professionnelle« zur Folge haben muss.

»La regina delle amazzonie« (ein Missgriff, wie wir selber zugeben) ist ein Monumental- und kein Abenteuerfilm, wie unser junger Freund behauptet. Wenn man sich schon populärwissenschaftliche Denkmodelle fabriziert, dann sollte man sie zumindest richtig anwenden. Und was Monumentalfilme anbelangt, so sollte man auch bei ihnen mit der Beurteilung sehr vorsichtig sein, wenn man nicht ins Fettnäpfchen treten will. Abgesehen davon, dass es einige hervorragende Monumentalfilmregisseure (Cottafavi, Bava) gibt, sind auch Eisensteins »wan der Schreckliche« und noch mehr »Alexander Newskij« ausgewachsene Monumentalfilme. Man denke nur an die Schlachten-szenen in »Alexander Newskij«; wenn das nicht monumental ist, verstehen wir etwas anderes darunter als unser lieber Kollege.

Um den Vorwürfen des Herrn Sieg besser entgegenzutreten zu können, gehe ich von den einzelnen Filmen aus. Es ist nämlich reichlich verächtlich, dass sich seine Kritik im Allgemeinen erschöpft, und der einzige Titel, den er nennt, ist ausgerechnet »La regina delle amazzonie«, den auch wir schlecht finden. Den Rest fasst er unter der allgemeinen und nichtssagenden Bezeichnung »We-

stern, Krimi und Abenteuerfilme« zusammen – ein Schild, das irgendwie an die falsche Schulblende gehängt wurde, denn es ist einfach, zu zeigen, dass auf die meisten unserer Filme diese Bezeichnungen nicht zutreffen. Man könnte direkt auf den Gedanken kommen, er hätte nur diesen Film gesehen, und da muss man wirklich Mitleid mit ihm haben, denn wir haben auch wesentlich bessere gezeigt. Es ist natürlich seine Sache, nicht in die Filmstelle zu gehen, aber uns daraus einen Vorwurf zu machen, dass wir Filme ausgewählt haben, deren Titel seinem Geschmack nicht zusagen, ist zumindest etwas unverständlich. So kann man doch unmöglich diskutieren: Man redet ja richtig aneinander vorbei, wenn der eine den Film selbst und der andere immer den Filmtitel meint.

Was die wenigen guten Filme betrifft, die angeblich während des Sommersemesters in den Zürcher Kinos liefen, so verweise ich auf den Wochenkalender. Wir zumindest haben oft sehenswerte Filme gefunden, über die etwas zu schreiben sich gehen hätte.

Schreiten wir also gemessenen Schrittes zu den einzelnen Filmen:

Es gibt Leute, die haben von Donald Siegel schon gehört, andere nicht. Und diejenigen, die noch nichts von ihm gehört haben, gehen nicht in die Filmstelle, getreu der Devise: »Was der Bauer nicht kennt, frisst er nicht.« Und wenn sie über einen Film noch keine Kritik in der Tageszeitung gelesen haben, so gehen sie sowieso nicht. Ähnliches gilt für Robert Aldrich. Leute, die nicht zu sehr mit Vorurteilen belastet sind, haben sich »Four for Texas« angesehen und fanden ihn ausgezeichnet, obwohl er nur ein Western war und dazu noch ein Abenteuerfilm. Wie schade, sonst hätte ihn sich unser lieber Kommilitone sicher angesehen. Aber so muss er sich keine Vorwürfe machen, denn der Film muss ja nach seinem Amateurmodell schlecht gewesen sein. Man rümpft leicht degoutiert die Nase und wendet sich Problemen zu. Bei den psychologischen Filmen Aldrichs sind die Meinungen geteilt, bei den Western nicht.

»La regina delle amazzonie« betrachten auch wir als einen Missgriff, der besser nicht passiert wäre. Nun der »übliche« Abenteuerfilm »Wind Across the Everglades«, der von einem gänzlich Unbekannten namens Nicholas Ray (nicht zu verwechseln mit dem Inder gleichen Namens) gedreht worden ist. In Zürich lief zwar einmal »Rebel Without

a Cause«, ein sehr verdächtiger Film, denn da spielte ja James Dean mit, das Idol vieler Teenager, also Vorsicht! Dass James Dean nebenbei ein sehr begabter Schauspieler war und wie kein anderer »die Jugend von heute« darstellen konnte, ist nicht so wichtig. »Rebel Without a Cause« ist übrigens ein ausgewachsener Problemfilm: Der Generationenkonflikt (ein Schlagwort, das zwar blöd ist, aber sicher im Wortschatz unseres Freundes einen gebührenden Platz einnimmt) findet hier eine glänzende Darstellung. Doch dies nur nebenbei.

Folgt der nächste Abenteuerfilm: »Baron Prasil«. Ueber diesen Film ist jeder Kommentar überflüssig, und wenn er auch kein Problem behandelt, so ist er doch so feinsinnig und phantasievoll, dass er keine Rechtfertigung mehr braucht.

»Tirez sur le pianiste« ist ein Kriminalfilm, also schon verdächtig. Für viele Leute ist Truffaut ein Begriff als Regisseur der Nouvelle Vague, der sich mit seinen Filmen »Les 400 coups« und »Jules et Jim« viele Freunde geschaffen hat. Ich glaube, ich kann mir weitere Erläuterungen sparen. Wer Truffaut nicht kennt, sollte sich aus ernsthaften Filmdiskussionen besser heraushalten.

Im Kino »Bellevue« lief einmal eine Zeitlang »All about Eve«, ein Film über den Zerdegang eines Theaterstars, der allgemein sehr gefallen hat, auch wenn er nicht gerade ein ausgekochtes Meisterwerk war. Vom gleichen Regisseur, Joseph L. Mankiewicz, stammt auch »The Barefoot Contessa«, der von vielen Kritikern als noch besser bezeichnet wird. Doch ist ein solcher Titel natürlich nicht jedermanns Sache.

Sam Fuller hat einen gewissen Ruf in seinem Metier, der Darstellung der amerikanischen Unterwelt. In Paris fand gerade eine Retrospektive seiner Filme statt, zu denen auch »Underworld USA« gehört. Es scheint also Leute zu geben, die Fuller eine eingehenden Würdigung wert halten.

Ein »Western«, »The Naked Dawn«, stammt von Edgar G. Ulmer, einer »bête noire« von Hollywood. Er bekommt nur ganz selten Filme in Auftrag, weil sie gewöhnlich keine Kassenerfolge werden. Ob sie deswegen nicht hochgeschraubte intellektuelle Anforderungen an ihn stellen.

Unser Winterprogramm haben wir – es wird unsern Kommilitonen Sieg sicher ausserordentlich freuen – etwas mehr auf seine Linie verlegt; es sind fast lauter Problemfilme. (»One-Eyed Jack« gehört nicht dazu, aber den muss er sich ja auch nicht ansehen.) Wir glauben, dass es für jeden etwas hat, um so mehr, als wir wieder ein Vorprogramm zusammengestellt haben, dessen Filme zum Teil auch harmlosere Gemüter zu begeistern vermögen. Wir jedenfalls sind sehr zufrieden damit, sind aber immer bereit, Kritik entgegenzunehmen. Nur bitten wir, einen Film zuerst anzusehen und ihn dann auf Grund sorgfältigen Nachdenkens schlecht zu finden und nicht auf Grund unkontrollierbarer Emotionen gegen verdächtige Titel oder unbekannt Namen. Für Leute wie unsern verehrten Kommilitonen habe ich noch Erläuterungen zu den einzelnen Regisseuren gegeben:

Mittwoch/Donnerstag:
10./11. Nov. Roma, città aperta. Roberto Rossellini. (Il generale delle rovere). * L'insaisissable, Buster Keaton.

17./18. Nov. Barfuss durch die Hölle, Masaki Kobayashi (Harakiri).

24./25. Nov. Thérèse Desqueyroux, Georges Franju (Judex). * tschechische oder jugoslawische Trickfilme.

1./2. Dez. Wild river, Elia Kazan (America, America). * Le mystère de l'atelier 15, Alain Resnais, Chris Marker.

8./9. Dez. Une femme est une femme, Jean-Luc Godard (A bout de souffle). * Los Hurdes, Luis Buñuel (Viridiana).

15./16. Dez. The devil is a woman, Josef von Sternberg (mit Marlene Dietrich). * ein weltberühmter Chaplin-Film, der leider nicht angekündigt werden darf.

19./20. Jan. One-eyed Jacks, von und mit Marlon Brando.

26./27. Jan. Zazie dans le métro von Louis Malle (Le feu follet, Les amants).

Donnerstag:
3. Feb. The saga of Anatahan, Josef von Sternberg (Der blaue Engel).

9./10. Feb. Le testament du Dr. Cordelier, Jean Renoir (La grande illusion). * Van Gogh, Alain Resnais.

16./17. Feb. Scarface, Howard Hawks (Rio Bravo). * Bugs Bunny, Trickfilme.

Der Vorverkauf befindet sich beim SAB im Studentenheim und ist sehr zu empfehlen, denn er garantiert trotz grossen Andrangs einen Platz. Die Vorstellungen finden im Aud. I der ETH jeweils um 19.45 Uhr statt.

Für die Filmstelle: Peter Abegg

Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe am
Grossmünsterplatz 7 und an der Badenerstrasse 69
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich

**Studentische
Arbeitsgemeinschaften
beider
Hochschulen
Zürich**



im Wintersemester

Unser System, die freie Diskussion mit Fachleuten, hat sich nun schon seit bald 20 Jahren bewährt. Immer wieder finden sich die Studenten der Uni und des Poly zu gemeinsamer Erörterung aktueller und allgemeinbildender Themen, zu Einblicken in fremde Wissenschaften und zu konstruktiver Erörterung von Problemen, die uns alle irgendwie beschäftigen.

Aber auch der gesellschaftliche Aspekt, den unsere Gruppen betonen, die einen mehr, die ändern weniger, darf nicht ausser acht gelassen werden. Wer erinnert sich nicht an die Lagerfeuer, die wir unter der Ägide des Lukull während zweier Semester auf dem Zürichberg mitlerben konnten; Manch einer hat in den Kochkursen im Winter seinen Schülberg lernen gelernt, und die Spezialisten haben sich sogar der Kunst des Fondue-Zubeitens oder der Barbecue zugewandt.

Auch dieses Semester haben sich wieder verschiedene Kommissionen bereit erklärt, solche Diskussionen vorzubereiten. Sie legen im folgenden dar, was sie im Wintersemester zu tun gedenken.

Tabus in der Schweizer Politik

Es wird wohl kaum jemand mit der heutigen Weltlage ganz zufrieden sein, sei es auf politischem, sozialem oder sonst einem Gebiet. Gerne möchte man dieses oder jenes in besserem Zustand wissen. Bald sieht man aber ein, dass man den Dingen ohnmächtig ihren Lauf lassen muss; nicht zuletzt deswegen, weil im eigenen Land nicht alles so bestellt ist, wie man es sich wünscht. Gerade dieser Umstand wird es dem Einsichtigen vernehmlich, mit gutem Gewissen Fehler in fremder Weltpolitik anzuprangern.

Fragt man sich nun, was im eigenen Land nicht gefällt, so hat man schnell einige Probleme zur Hand, die einem ungelöst scheinen. Versucht man dann aber, über oberflächliche Argumente tiefer in die Sache einzudringen, so wird man nicht selten unsicher und verstieft sich auf Standpunkte, die auf wackeligen Füßen stehen.

Aus solchen Überlegungen haben wir es als nützlich erachtet, uns in diesem Semester innerhalb der studentischen Arbeitsgemeinschaften mit einigen Problemen, die sich in der Schweizer Politik stellen, zu beschäftigen. Es soll versucht werden, ihrem Kern näherzukommen, was Vorbedingung für ernsthafte Lösungsversuche ist. Dies wird es uns erlauben, mit der beschränkten Kraft des Einzelnen in der öffentlichen Diskussion zu wirken. Dann erst ist unsere Kritik auch an fremden Dingen bar vom Geruch der Annäherung.

Aus mannigfachen Problemen haben wir fünf ausgewählt, von denen wir glauben, dass sie von allgemeinem Interesse sind. Für die Behandlung eines jeden Problems sind zwei Abende vorgesehen. An einem ersten Abend soll unter den interessierten Studenten selbst versucht werden, in die Problematik des jeweiligen Themas einzudringen. Auch sollen Lösungsmöglichkeiten auf ihre Tauglichkeit hin geprüft werden. Kurz, es soll vor allem geklärt und gesichtet werden. Das so erarbeitete Material wird von Protokollführern gesammelt und zusammengestellt werden. Dies wird

es uns ermöglichen, an einem zweiten Abend nach einem einleitenden Referat gut vorbereitet mit einem beruflichen Referenten zu diskutieren. Die Ergebnisse aus Referat und Diskussion auch dieses Abends werden ebenfalls ausgewertet. So sollte es möglich sein, am Schluss des Semesters jedem Interessierten eine Zusammenfassung der Ergebnisse unserer Arbeit zu überlassen. Falls die Ausbeute es gestattet, ziehen wir auch eine grössere Publikation in Betracht.

Als erstes Thema wird am 22. und 29. November die schweizerische Neutralität behandelt. Frau Dr. Regula Renschler, Auslandsdaktin des »Tages-Anzeigers«, hat sich als Referentin über dieses Problem zur Verfügung gestellt. Sie gilt als ausserordentliche Kennerin dieses Fragenkomplexes und wird durch ihre unorthodoxen Ansichten wohl dafür sorgen, dass die Diskussion lebhaft wird.

Am 2. und eventuell 13. Dezember fragen wir nach dem Dafür und Dawider der Ostbeziehungen. Es sollen vor allem die wirtschaftlichen und politischen Aspekte zur Sprache kommen. Als Referent hat Herr Professor Berdel von der Amerikanischen Universität Bregenz zugesagt. Er ist Spezialist in Fragen der Slawistik, Politik und Geschichte.

Am 17. und 24. Januar heisst das Thema »Staatslenkung und politische Parteien in der Schweiz«. Referent ist Nationalrat Prof. Dr. Marcel Beck, den wir nicht näher vorzustellen brauchen, ist er doch bekannt für die ungeschminkte, realistische Art, wie er auf Missstände hinweist.

Am 31. Januar und 7. Februar sollen uns verschiedene »Aspekte des Verhältnisses von Parlament zu Bundesrat« beschäftigen. Referent wird wahrscheinlich Herr Nationalrat Dr. Kurt Furgler sein, den wir aus seiner Tätigkeit in der Untersuchungskommission über die Mirage-Angelegenheit kennen und der uns wohl am besten wird Auskunft geben können.

Unser Arbeitszyklus wird geschlossen mit dem Thema »Föderalismus« (14. und 21. Februar). In Herrn Hans Tschäni, Inlandsdaktin des »Tages-Anzeigers«, ist es uns gelungen, einen Spezialisten auf diesem Gebiete als Referenten zu gewinnen.

Wir glauben, mit diesen Themen besonders brennende Probleme aufgegriffen zu haben, und laden nicht nur zu regem Besuch, sondern noch mehr zu intensivem Mitmachen ein.

Wir möchten an dieser Stelle gerne darauf aufmerksam machen, dass das Tagungs- und Studienzentrum Boldern/Männedorf am 12. und 13. Februar 1966 zu einer Studententagung mit dem Thema »Helvetisches Malaise« einlädt. Am 12. Februar, einen Samstag, ist als Podiumsgespräch »Das Ende der direkten Demokratie« vorgesehen. Es werden voraussichtlich daran teilnehmen: Frau Dr. R. Renschler, Herr Théo Chopard, Präsident der Neuen Helvetischen Gesellschaft, und die Herren Nationalräte Prof. Marcel Beck, Dr. Kurt Furgler und Prof. Max Imboden. Am Samstagabend und am Sonntagmorgen sollen in Arbeitsgruppen Probleme, die im Podiumsgespräch aufgezeigt wurden, diskutiert werden. Den Teilnehmern unseres Arbeitszyklus empfehlen wir dieses Wochenende besonders. Es wird eine wertvolle Ergänzung zu unserer Arbeit sein.

Bert Brecht – Mensch und Werk

Langsam aber stetig hat sich das Werk Brechts so manchen Hindernissen zum Trotz durchgesetzt und eine zu des Autors Lebzeiten nie erahnte Popularität erlangt. Kaum ein Schauspielhaus gibt es im deutschsprachigen Raum, das noch nie Brecht gespielt hätte. Aber auch im Ausland ist man nun endlich auf Brecht aufmerksam geworden.

Dieser Ruhm, aber auch die Tatsache, dass gerade das Zürcher Schauspielhaus Brecht so vieles verdankt, lässt es berechtigt erscheinen, gerade im 10. Todesjahr des Dichters (gestorben 1956) sich auf Werk und Person zu besinnen. So heisst denn auch der Titel, der die Diskussionen zu einer Einheit fassen soll: »Bert Brecht – Mensch und Werk«.

Mensch und Werk, weil gerade auch die Persönlichkeit Brechts eine der faszinierendsten des 20. Jahrhunderts ist. Nicht 'um ideologische Fragen soll gestritten werden; dass Brecht Kommunist war, ist eine Tatsache, die niemand wegleugnen sollte. Wieweit Brecht allerdings das war, was man einen »linientreuen« Kommunisten nennt, ist eine Streitfrage, die leider nur allzu oft mit blosen Hypothesen beantwortet wird. Doch Brechts Person selbst zeigt, wie schlecht gelebte Ideologie sich in Schlagworte pressen lässt.

Brechts Werk heute schon gesamthaft würdigen zu wollen ist eine Unmöglichkeit; die Gesamtausgabe, deren Textrichtigkeit zudem angezweifelt wurde, ist noch nicht beendet. Sein Werk umfasst neben den berühmten, heute schon fast klassischen Stücken wie »Mutter Courage« und anderen wohl auch viel Nebensächliches, allzu Schulmeisterliches. Ähnlich verhält es sich mit Brechts Lyrik. Mag sein, dass dies mit ein Grund ist, dass sie neben dem Bühnenwerk zu Unrecht ein oft unbeachtetes Dasein führt. Und doch finden sich neben vielen, allzu vielen belanglosen Versen Gedichte, die wohl ohne Uebertreibung zu den schönsten deutscher Lyrik zählen.

Sinn dieses Zirkels »Bert Brecht – Mensch und Werk« sollte also sein, das Bild dieses Dichters, dessen Ruhm ständig wächst, in seiner Schlichtheit und Ehrlichkeit zu sehen.

Der Schmerz und seine verschiedenen Aspekte

Unsere Zivilisation hat im Verlaufe der Jahre immer mehr Möglichkeiten gefunden, den Schmerz zu unterdrücken. Wir sind auf der Flucht vor dem Schmerz, auch gedanklich. Und doch verfolgt uns jener Stachel der Menschheit und holt uns in immer neuen Gesichtern ein.

Wir wollen nun mit Hans Zwahlern (cand. med.) sowohl den physischen als auch den psychischen

Schmerz herausfordern und ihn so ehrlich wir nur möglich als Problem zu bewältigen suchen.

Der Schmerz wird uns zunächst in den entsprechenden Abteilungen des Kantonsospitals begegnen. In kleinen Gruppen werden wir mit Chronischkranken, jungen Müttern und psychisch Kranken reden, um auf diese Art möglichst viel über das zu erfahren, was diese Menschen über den Schmerz denken. Ein Arzt wird uns jeweils kurz über die entsprechenden wissenschaftlichen Grundlagen und über die heutige Schmerzmittelpraxis in den besprochenen Fällen orientieren.

Um unsere gedankliche Stellungnahme zum Schmerzserlebnis zu vertiefen, werden wir von der christlichen und – als Gegenpol – der buddhistischen Haltung gegenüber dem Schmerz etwas erfahren. Dem soll eine gemeinsame Lektüre der Hiobsgeschichte folgen. Im Mittelpunkt steht aber die persönliche Aussprache.

Besonders vorsichtigen Zuhörern, welche zuerst die Weltanschauung des Diskussionsleiters prüfen wollen, um nicht blindlings geführt zu werden, wird empfohlen, die Eröffnungsparty zu besuchen. Aus militärtechnischen Gründen werden voraussichtlich nur 2 Abende vor Weihnachten abgehalten werden.

Andere Länder – andere Sitten

Wenn wir Schweizer oft ein wenig selbstzufrieden sind und finden, unsere Anschauungen hätten für jedermann den Nabel der Welt zu bedeuten, so rührt das sehr oft daher, dass wir gar nicht über unsere Grenzen hinausschauen. Wir wollen uns in dieser Arbeitsgemeinschaft darüber Rechenschaft geben, dass es auch in Ländern, von denen wir höchstens den Namen und allenfalls noch die geographische Lage kennen, beachtliche Eigentümlichkeiten, kulturelle Werte, unbekanntes Literatur, fremde Religionen und hochentwickelte Weltanschauungen gibt, die wir kennenlernen wollen. Auch hat manches dieser Länder eine sehr interessante Geschichte hinter sich.

So treffen wir uns vom 25. November an jeweils donnerstags im International Students' Club am Augustinerhof 1 und hören, was uns ein Student aus Angola, ein Studentin aus Haiti, was uns ein Grieche, ein Israeli, Ägypten, Inder, ein Tscheche und ein Argentinier über ihr Land zu berichten haben. Wir stellen Fragen, diskutieren die Zweckmässigkeit und den Grund verschiedener Institutionen, hören Anregungen, geben unsere Meinung, und so hoffen wir, dass unser Blickwinkel geweitet wird und wir lernen, auch über unsere Grenzen hinauszu sehen. Ausserdem wird der Kontakt mit Ausländern gefördert, die uns auch ausserhalb der Diskussion viel bieten können.

Mathematik und Philosophie

Es ist leider so, dass sich für dieses hochinteressante Thema bis zur Stunde noch kein Diskussionsleiter gemeldet hat. Wohl sind mir verschiedene Interessenten bekannt, aber jeder lehnte es aus diesem oder jenem Grunde ab, die Leitung zu übernehmen. Es wäre schade, wenn diese Probleme unerörtert bleiben müssten, nur weil sich niemand entschliessen kann, sich ihrer etwas intensiver anzunehmen.

Weltraumforschung

Auch hier ist es mir bis anhin nicht gelungen, einen Diskussionsleiter zu finden. Ich schreibe das meinem geringen Bekanntheitskreis unter den Polyanern zu. Wenn sich aber auf diesen Aufruf kein einziger angehender Ingenieur melden sollte, so müsste ich meine Ansicht revidieren.

In einem so weitgespannten Rahmen kann der Diskussionsleiter das besondere Gebiet wählen, das ihn vornehmlich interessiert. Er hat volle Freiheit in der Auswahl der engeren Themen und in der Einladung von Referenten.

Ich möchte jeden Polyaner bitten, der sich heimlich hinter dem Stubenofen irgendwie mit Weltraumforschung abgibt, aus dem Busch hervorzukommen, um den Kommilitonen seine Meinung über Teile dieses ausserordentlich aktuellen Themas mitzugeben und dann auch von ihnen wieder neue Aspekte kennenzulernen.

Barmixer und Bowlenbrauer

Ist euch nicht am Anfang, bei der Beschreibung der kulinarischen Genüsse, das Wasser im Mund zusammengelaufen? Nun, auch dieses Semester wollen wir uns wieder in einer Gruppe dem gelingenden Beisammensein widmen. Sollte dir also aus irgendeinem Grunde der Kopf rauchen, so denk daran: Mach mit beim Brauen und Mixen. Du wirst dich dabei nicht nur gut unterhalten, sondern auch einige grundsätzliche Regeln für das Gelingen einer Bowle oder eines Cocktails kennenlernen; auch ein paar Rezepte für die Herstellung steifer Schnäpse werden wir dir mit auf den Weg geben. Nun nochmals unser Motto: Auf zum Brauen und Mixen.

Du siehst, die Auswahl ist vorhanden. Wenn dich Brecht kühl lässt, so kannst du dich vielleicht für die Politik erwärmen, und wenn auch das noch nichts hilft, so gehst du zu den Bowlenbrauern, die dir ganz sicher zu Hitze verhelfen, wenn sie eine Feuerzangenbowle oder einen steifen Grog mixen.

Willst du dich noch nicht für irgend etwas Spezielles entscheiden, sondern zunächst einmal das Nähere erfahren, so komm an unsere Eröffnungsparty, die am 18. November im International Students' Club stattfindet und an der sich die Diskussionsleiter persönlich vorstellen, Fragen beantworten und administrative Details besprechen. Ich wünsche allen einen guten Start ins neue Semester.

Rico Wengle, Steinhaldenstrasse 44, 8002 Zürich

**Grösste Sorgfalt
in jeder
Produktionsstufe**

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

**VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR**
Büro nur in Zürich-Witikon:
Im Brächli 15-17
Tel. (051) 53 10-32

THEATER am HECHTPLATZ

Täglich 20.30 Uhr der große Erfolg



Jeden Mittwoch, Samstag und Sonntag, 15 Uhr spielt die Zürcher Märchenbühne



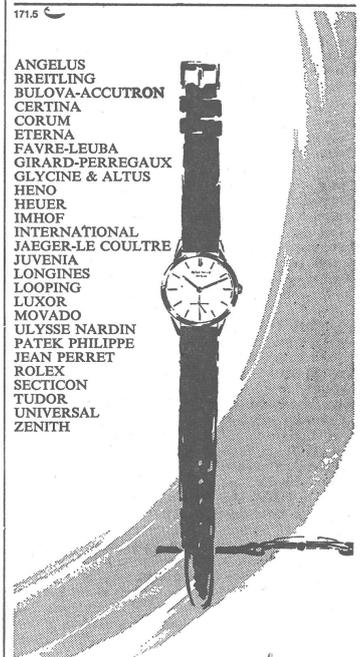
ein Dialektmärchenspiel bearbeitet von Jörg Schneider Vorverkauf täglich ab 15 Uhr, Tel. 34 82 84 an Märchenspieltagen ab 13 Uhr

STUDENTEN! Bevor Sie irgendwas

METALLSKI

kaufen, lassen Sie sich von uns beraten! Alle Weltmarken am Lager.

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB) Telefon 44 95 14



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.



seit 1760 zeitbestimmend
Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

Spanien: Francos Studenten sind unruhig

Vom 10. bis 20. August besuchte eine Delegation der Studentenschaft der Universität Zürich spanische Studentengruppen – sowohl geheime Untergrundgruppen als auch die offizielle staatliche Studentengewerkschaft. Die Delegation hatte den Auftrag, einerseits Informationen zu sammeln, wieweit der von den spanischen Behörden nach den aufsehenerregenden Demonstrationen im Februar und März dieses Jahres versprochene demokratische Aufbau der Studentengewerkschaft tatsächlich verwirklicht worden ist, andererseits – einer Idee des Seminars des Grossen Studentenrates in Dürrenmatt folgend – unsere spanischen Kommilitonen mit dem Aufbau und dem Funktionieren einer demokratischen Studentenschaft, wie sie bei uns verwirklicht sind, bekanntzumachen. Nachstehend veröffentlichen wir den Bericht der Delegation.

Geheime Organisationen . . .

f. g. Ausser der staatlichen spanischen Studentengewerkschaft »Sindicato Español Universitario (SEU) sind in Spanien alle Studentengruppen verboten. Studenten, die trotz dieses Verbots solche Organisationen aufbauen, können mit den schwersten Strafen, Busse, Gefängnis, Ausschluss aus der Universität, bestraft werden. Aus diesem Grunde können wir in unserem Bericht weder die Namen noch die genauen Studienorte der Kommilitonen, die wir getroffen haben, angeben. Wir halten lediglich fest, dass wir verschiedene Studentengruppen besuchten, darunter auch das SEU, und zwar in verschiedenen spanischen Universitätsstädten, darunter Madrid und Barcelona, von wo die Unruhen und Demonstrationen dieses Frühjahrs ihren Anfang nahmen.

Schon der Kontakt mit den Untergrundorganisationen gestaltete sich schwierig. Die Adresse der staatlichen Studentengewerkschaft erhielten wir von der spanischen Botschaft in Bern. Nun wird aber dieses SEU von den meisten Studentenverbänden, darunter von der International Students Conference (ISC), nicht anerkannt. Als Vertreter Spaniens erscheinen jeweils Delegierte der Confederación Universitaria Democrática de España (CUDE) sowie der katalanischen und baskischen Studentengruppen. Wegen des strikten Verbots dieser Bewegungen in Spanien unterhalten die meisten dieser Organisationen Vertretungen in Paris, sogenannte »Délégations à l'Extérieur«. Natürlich ist eine Rückkehr der Studenten, die in einer solchen Vertretung arbeiten, unter dem herrschenden Regime in Spanien unvorstellbar. Die Instruktionen, die wir, teils aus Paris, teils aus Spanien selber, erhalten hatten, waren denn auch äusserst vorsichtig und erinnern geradezu an Geheimagentenfilme. In Barcelona zum Beispiel hatten wir den Auftrag, an einem bestimmten Abend um halb zehn Uhr mit einer bestimmten schweizerischen Zeitung in einem bestimmten Café an den Ramblas – dem belebtesten Geschäfts- und Vergnügungszentrum der Stadt – auf spanische Kommilitonen mit einer bestimmten spanischen Zeitung als Erkennungszeichen zu warten. Dabei war uns empfohlen worden, keine Akten auf uns zu haben, aus denen hervorgehe, dass wir in der Schweiz studentische Ämter innehaben, keine von der spanischen Regierung verbotenen Publikationen und schon gar nicht den Brief, in dem uns diese Instruktionen erteilt wurden.

Das Rendezvous klappte ausgezeichnet. Unsere Gesprächspartner rückten gleich zu fünf auf. Schon auf unsere ersten Fragen nach ihrer Organisation und ihren Zielen brach ein Redestrom los, der uns sofort zeigte, wie froh sie waren, überhaupt einmal sprechen zu können, ihre Anliegen mitteilen zu dürfen. Allerdings, wenn der Kellner nahte, stockte das Gespräch und wechselte auf belanglose Dinge über, und als sich ein Gast in unsere Nähe setzte und – nach Meinung unserer Partner – die Ohren etwas spitzte, wollte das Gespräch nicht mehr recht vom Fleck, bis die Gefahr vorüber war. Die gleiche Vorsicht müssen diese Studenten auch in ihren Organisationen beachten. Öffentliche Einladungen zu Fakultätsversammlungen sind undenkbar, sie treffen sich an Orten und zu Zeiten, die vom Mann zu Mann weitergegeben werden. Auch die Mitgliederwerbung muss unter der Hand vor sich gehen, gewissermassen im engen Kreis von Freunden, Bekannten, Gesinnungsgenossen. Dass unter diesen Umständen die Frage, inwieweit diese Organisationen für die Gesamtstudentenschaft repräsentativ sind, problematisch wird, ist selbstverständlich. Dann wird fakultätsweise ein Fakultätspräsident gewählt. Das gute Dutzend Fakultätspräsidenten – zu den historischen Fakultäten kommen noch technische, etwa den Abteilungen am Poly entsprechend – wählt drei Leute, die an der Spitze der Studentenschaft stehen. Ihre Namen bleiben geheim. Schon die gewöhnlichen Mitglieder wissen nicht, welches nun die drei Chefs sind. So gefährlich ist es, in Spanien ein studentisches Amt innezuhaben.

Für einen anderen Ort hatten wir zwei Privatadressen erhalten, an die wir uns wenden könnten. Die erste entpuppte sich als die Adresse einer Studentin, die von der entsprechenden Organisation kaum viel Ahnung hatte. Sie gebe nur die Briefe, die sie an ihre Adresse erhalte, einem Kommilitonen weiter, für den es zu gefährlich sei, seine Adresse bekanntzugeben. Mädchen wirkten immer unverdächtig, erfuhren wir und lernten später einen Kommilitonen kennen, der sich alle Post an seine zehnjährige Schwester schicken lässt.

Mit der zweiten Privatadresse gelangten wir in eine Wohnsiedlung weit ausserhalb der Stadt, mitten in riesigen Gärtnereien und zwischen stinkenden Abwasserbächen. Nur die Mutter war zu Hause und erklärte, ihr Sohn werde am Nachmittag hier sein. Wir versprachen, um zwei Uhr anzuläuten, und gaben ein Kärtchen mit einer entsprechenden Mitteilung ab. Das Telefon vom Studentenhotel aus trägt nicht viel zur Klärung der Situation bei. Juan sei immer noch nicht da, erzählt uns eine Männerstimme, er werde uns aber

um vier Uhr im Hotel aufsuchen, dazwischen hört man Geflüster. Das Telefongespräch, teils in Französisch, teils in unseren fragmentarischen Spanischkenntnissen geführt, befriedigt nicht ganz, und wir sind skeptisch. Zur verabredeten Stunde kommen uns aber in der Hotelhalle zwei Studenten entgegen, einer hat unser Kärtchen bei sich. Wieder einmal ist es gelungen. Wir sprechen mit den Vertretern der Confederación Universitaria Democrática de España (CUDE), der Dachorganisation aller geheimen demokratischen Studentengruppen Spaniens. In unserem Hotel wollen sie allerdings nicht bleiben, was leicht verständlich ist, wenn man eine unserer Streiche kennt, auf den wir uns etwas zugute halten: Während der ganzen Reise, auf der wir uns mit studentischen Untergrundorganisationen trafen, wohnten wir meistens in den Studentenhöfen des SEU, der staatlichen Studentengewerkschaft. In diesem speziellen Fall trug der Chef de Réception zudem noch das Abzeichen der Falange, der staatlichen Einheitspartei. Wir wechselten in ein Restaurant, wo eine fast vierstündige Diskussion losging, bis uns die immer häufiger auftretenden Liebespärdchen die Plätze streitig machten.

Hier waren wir an der Quelle. Da nämlich eine nationale Exekutive, wie etwa unser VSS-Vorstand, für das CUDE zu gefährlich wäre, verteilt ein Nationalkongress alljährlich oder gar semesterweise die Aufgaben an die lokalen demokratischen Organisationen, worauf der Präsident oder der Vorstand der lokalen Studentenschaft einen Kommilitonen mit der Ausführung betraut. Hier sassen wir dem Beauftragten für Relaciones Internacionales gegenüber.

. . . was sie wollen

Oberstes Ziel dieser geheimen Studentengewerkschaft ist das Recht, in Spanien eine freie, vom Staat unabhängige und demokratische, das heisst von zuunten bis zuoberst durch freie Wahlen aufgebaute Studentengewerkschaft einrichten zu können! Vor dieser Forderung treten die nächsten beiden zurück, beziehungsweise setzen sie voraus: erstens eine autonome, von Politik und Partei unabhängige Universität, die zweitens allen sozialen Gruppen zugänglich sein soll. Für eine freie Studentengewerkschaft demonstrierten im Februar und März dieses Jahres Tausende von Studenten in den Strassen von Madrid. Sie blockierten den Verkehr, trotzten den Hydranten der Polizei und liessen sich erst durch Gummiknütel vertreiben. Für eine freie Studentengewerkschaft liessen sie sich verhaften, setzten sie die Kundschaften innerhalb der Fakultäten fort, in die die Polizei einzudringen

kein Recht hat. Als die Demonstrationen nicht aufhören wollten, als sich Professoren mit den Studenten solidarisch erklärten, Dekane ihnen die Fakultäten für freie Versammlungen öffneten, lenkte das Regime ein und versprach die Gewährung des Rechts auf freie Organisation. Selbst Skeptiker glaubten, dass nun etwas geschehen werde.

Es geschah tatsächlich etwas: Die Beschlüsse und Dekrete der zuständigen Behörden und Instanzen jetzte einander in hastiger Folge: Am 5. April wurde ein neues Dekret über die Asociaciones Profesionales de Estudiantes veröffentlicht, am 3. Juni folgte ein ergänzender Erlass des nationalen Erziehungsministeriums, zwei Tage später ein weiteres Reglement und am 20. Juni wieder ein Erlass, der die Struktur des Verbandes regelt.

Auf unsere Frage, wieweit die Forderungen der Studenten nun erfüllt worden seien, erklärten uns unsere Gesprächspartner mit bitterem Spott: Tatsächlich wird im SEU nun von zuunten bis zuoberst gewählt. Der Dekan oder der Rektor hat aber jederzeit die Möglichkeit, einen gewählten Vertreter der Studentenschaft einer Fakultät beziehungsweise einer Universität zurückzuweisen, wenn er ihm nicht passt. Was an dieser Reorganisation das Niederträchtigste sei: Anstelle der früheren grossen Studentenräte von fünfzig und mehr Leuten würden jetzt pro Jahrgang, d. h. pro zwei Semester, je zwei Vertreter gewählt, also zehn pro Fakultät, an der das Studium fünf Jahre dauert. Zwei können aber ohne grosses Aufsehen ausgesperrt, von der Universität ausgeschlossen werden, was wohl das Hinterhältigste ist, bei den Examen durchgefallen lassen werden. Bei fünfzig und mehr sei dies nicht ohne weiteres möglich gewesen. Jetzt seien einem Studenten, der in ein Amt gewählt werde, die Hände gebunden. Wenn er nicht nach den Vorstellungen des Regimes arbeite, riskiere er, falls er sich überhaupt wählen lasse, Studium und Freiheit. Dass er regimiekonform arbeite, dafür sorge die Struktur der SEU. Diese von unten bis oben gewählte Organisation mit Fakultäts- und Studentenschaftspräsidenten sowohl an den einzelnen Universitäten wie auch auf nationaler Ebene ist nämlich nur der eine Teil des SEU. Auf allen Ebenen sitzen den Studentenvertretern vom Staat ernannte Funktionäre gegenüber, beginnend vom Delegierten Nationalkommissar, der vom Staatsef persönlich ernannt wird, bis hinunter zu den lokalen Funktionären. Bei diesem Zweig des SEU liege nun die wahre Macht. Der studentische Zweig habe sich auf reine Universitätsfragen zu beschränken: Stundenplan, Ansetzung der Vorlesungen, Pausen, Kollisionen von Vorlesungen, Studienpläne, Ringvorlesungen, Prüfungsdaten etc.

Die spanischen Studenten sind damit aber nicht zufrieden. Sie wollen, wie ihre Kommilitonen in den freien Staaten, sich mit kulturellen und sozialen Problemen der Studenten befassen. Sie wollen ihre Kommilitonen informieren, eine eigene Zeitung veröffentlichen. Alle diese Tätigkeiten seien ihnen aber verboten. Sie alle lägen ausschliesslich in der Hand des staatlichen Zweiges des SEU, und die Studenten hätten dazu nichts zu sagen.

Studentendemonstration in Madrid



Unsere spanischen Kommilitonen wollen aber noch mehr. Als geistige Elite des Landes wollen sie sich nicht nur auf studentische Probleme beschränken. Es geht ihnen darum, die kulturellen und sozialen Probleme des ganzen Volkes an die Hand zu nehmen. Dies ist übrigens eine Erscheinung, die für die Studenten aller Länder gilt, die sich auf einem Gebiet noch in Entwicklung befinden. Die VSS-Delegation, die diesen Sommer in der Türkei weilte, machte die genau gleiche Feststellung.

So kämpfen auch die spanischen Studenten für Presse- und Informationsfreiheit in ganz Spanien, für Demokratie auf der ganzen Iberischen Halbinsel, für freie kulturelle Betätigung des ganzen Volkes. Hier sehen wir aber die katalanischen und baskischen Studentengruppen ihrer Hauptziele. Sie kämpfen eigentlich mehr für die Rechte, besonders die kulturellen, der entsprechenden nationalen Minderheiten, die in Spanien bekanntlich rigoros unterdrückt sind. Deshalb werden diese katalanischen und baskischen Studentengruppen von den übrigen als Nationalisten, ja fast Separatisten und Fanatiker bezeichnet. Diese Spaltungen sind den studentischen Zielen natürlich überaus hinderlich.

In allen diesen über das eigentlich Studentische hinausgehenden Forderungen unterscheiden sich die spanischen Studentengruppen von der Auffassung, die wir von einer Studentenschaft als Organisation haben. Insbesondere in der ersten und wichtigsten: Ihr Kampf um eine freie Berufsgewerkschaft beschränkt sich nicht auf die Studenten. Sie kämpfen ganz allgemein für das Recht auf freie, vom Staat unabhängige Gewerkschaften anstelle der sowohl bei den Studenten als auch in allen Berufen vom Staat vorgeschrieben und kontrollierten Einheitsgewerkschaften. Da diese zu den Grundfesten des Regimes gehören, erscheint der Erfolg dieses Kampfes sehr ungewiss.

Das »Sindicato Español Universitario«

Natürlich wollten wir auch die andere Seite hören und trafen daher auch mit den Vertretern des SEU zusammen. Der Hauptzweck dieser staatlichen Studentengewerkschaft steht an der Glorieta de Quevedo, einem grossen Platz von Madrid. Da der Brief von der spanischen Botschaft in Bern als Hausnummer 7, der internationale Studentenfürher aber 8 angab, fragten wir beiläufig einen Schuhputzer auf dem Platz, ob er wisse, wo hier ein Studentenbüro sei. »Sie meinen das SEU«, fragte er, »da, die ganze Ecke des Platzes gehört ihm.« Und tatsächlich, beide Hausnummern stimmten. Wir standen vor einem Doppelhaus mit zweimal acht Stockwerken, auf die die verschiedenen Departamente verteilt sind. Trotz der Semesterferien waren die Büros voll von Sekretärinnen und Angestellten. Nur Studenten waren nicht leicht aufzutreiben, und es war nur mit Schwierigkeiten möglich, sich zum Generalsekretär durchzukämpfen. Da wir uns offiziell angemeldet hatten, wurden wir hier denn auch mit offenen Armen empfangen. Das SEU, von der Studentenschaft der freien Länder nicht anerkannt, ja eigentlich diskriminiert, kämpft um internationale Anerkennung. Man hätte uns am liebsten kostenlos beherbergt, verpflegt und in Spanien herumgeführt. Denn als staatliche Gewerkschaft verfügt das SEU über sehr beträchtliche Mittel und demgemäss über eine Menge wirklich eindrücklicher Institutionen: Ganze Studenteniedlungen werden vom Staat erstellt und dem SEU übergeben, ebenso Studentenrestaurants, Sportplätze usw. Krankenkasse, Unfallversicherung, Stipendienkassen, Ferienlager, Sommerkurse, Reisen, Austauschprogramme, kulturelle Veranstaltungen, alles wird vom SEU betrieben, dem jeder spanische Student mit der Immatrikulation automatisch angehört.

Auf unsere hartnäckige Frage, was nun aber die Studenten und was der Staat für einen Einfluss hätten, hörten wir zunächst ein Lob auf die durch die jüngsten Dekrete erneuerte Struktur, die nun das ganze SEU auf demokratische Weise aufbaue und in die Hände der Studenten lege. Dass es eine Einheitsgewerkschaft sei, mache die Bewegung erst recht stark. Als Ergänzung dazu verkündeten Broschüren, die Einheitsgewerkschaften hätten Spaniens Aufbau ermöglicht und garantierten den sozialen Frieden.

Der Teil des SEU, der nicht studentisch sei, bestehe nur aus der personellen und finanziellen Unterstützung durch den Staat . . .

Wie geht es weiter?

Das wahre Gesicht hat das Regime erst in den letzten Tagen wieder gezeigt: In den Semesterabschlussprüfungen sind massenweise Studenten durchgefallen, und während der Sommerferien, als keine Protestdemonstrationen zu fürchten waren, wurden vier Professoren, die sich im Frühling mit den Studenten solidarisch erklärten, teils auf einige Jahre, teils für immer ihrer Lehrstühle entbunden.

Unserer Meinung nach fordern die Studenten in Spanien mehr, als einer Organisation, die sich nur mit studentischen Problemen befassen würde, zukommt. Andererseits gewährt das spanische Regime den Studenten eindeutig nicht, was ihnen eigentlich zustehen würde. Hier liegt wohl das eigentliche Uebel. Trotz dieser heiklen Verwicklung von Studentischem und Politik haben wir allen Gesprächspartnern die Frage gestellt: Was können wir für euch tun? Hier wurde als dringender Wunsch immer wieder vorgebracht: Informiert eure Kommilitonen, eure Öffentlichkeit über das, was in Spanien geschieht, macht unsere Probleme bekannt, wenn möglich durch Solidaritäts- und Protestkundgebungen vor den diplomatischen Vertretungen Spaniens im Ausland. Da das Regime nach aussen unbedingt salonfähig dastehen möchte, besonders jetzt, da es in Brüssel



Fotos: Ringier-Bilderdienst

den Anschluss an die EWG sucht, dürften solche Informationskampagnen nicht ohne Erfolg bleiben. Es gelte zu verhindern, dass die Leute, die nur an die Costa Brava in ihre Ferien kämen und nicht hinter die Kulissen sähen, in Europa die Meinung verbreiten, in Spanien sei eigentlich alles zum besten bestellt. Sogar von einem Boykott Spaniens als Reiseziel zur Schwächung des Regimes war die Rede. – In diesem Zusammenhang muss gesagt werden, dass man als Tourist tatsächlich den Ein-

druck hat, den Spaniern gehe es verhältnismässig gut. – Natürlich käme auch materielle Unterstützung in Frage. Möglich wären an sich auch Einladungen an Vertreter der demokratischen Studentenbewegung, die einmal das Funktionieren einer freien Studentenschaft mitverfolgen könnten. Die Ausreise ist aber schwierig für sie, und wenn sie im Ausland öffentlich aufträten, wäre eine Rückkehr nach Spanien praktisch unmöglich. Sehr begrüsst würde das öffentliche Auf-

treten eines Studentenvertreters aus dem Ausland an einer Demonstration, wobei er die Manifestanten der Solidarität seines Nationalverbandes versichern könnte. Allerdings dürften sich auch hier Schwierigkeiten ergeben, wurde doch der Präsident der Union Nationale des Etudiants de France mit einem Redeverbot belegt, als er am 4. März zu einer freien Studentenversammlung sprechen wollte. In einem Punkt konnten wir unsere Gesprächspartner aber vollständig zufriedenstellen: Von allen, sogar vom SEU wurden wir nach dem Aufbau und dem Funktionieren unserer Studentenschaft gefragt. Allen erklärten wir sie eingehend und überliessen ihnen das Reglement über die Organisation der Studentenschaft und die Allgemeine Geschäftsordnung. Und hier stiessen wir auf grosses Staunen: Ein Reglement, vom Staat erlassen und vom entsprechenden Regierungsrat unterzeichnet, das die Organisation der Studentenschaft festlegt, und trotzdem ist diese in ihrem Handeln frei. Eine Studentenschaft, die sich ihre eigene Geschäftsordnung gibt, welche der Rektor im Namen des Senats genehmigt. Und trotzdem seid ihr in euren Aktionen frei? Und es gibt keinen Kommissar, der die Arbeit des Kleinen Studententrates von Staats wegen kontrolliert? Und der Rektor kann den Präsidenten der Studentenschaft nicht absetzen? Das konnten sie kaum begreifen. Und das gab uns zu denken. Wenn das Regime in Spanien die Zeichen der Zeit nicht bald versteht, arbeitet es den extremen Lösungen in die Hände, jenen Leuten, die immer gerne im trüben fischen. Noch ist die demokratische Studentenbewegung, soweit wir dies beurteilen konnten, nicht sehr kommunistisch gefärbt, wenn aber keine Liberalisierung zugestanden wird, dürfte die Bewegung mehr und mehr nach links abgleiten. Es ist bedrückend zu sehen, wie ein Land, das vor vier Jahrhunderten nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt führend war – und den Zeugen dieser grossen Vergangenheit begegnet man in Spanien auf Schritt und Tritt –, wie ein solches Land den Anschluss an die Gegenwart und an Europa vollständig verloren hat.

Hans Witschi, VPC

So also sieht er aus, dieser Studentenfunktionär, dem die ebenso schwierige wie beglückende Aufgabe zugefallen ist, im Rahmen des VSS eine über alle sprachlichen und ideologischen Schranken hinweg anerkannte und – einstweilen – geschätzte Aktion zu planen und mit Erfolg durchzuführen: die erste Schweizerische Studententheaterwoche in St. Gallen. – Hans Witschi ist der letzte (wenn auch nicht der letzte!) VSS-Mann, der gewissermassen von der Strasse weg und unbesenken in den Vorstand gewählt wurde (Ascona, Sommer 1964). Man ist seither von dieser Taktik abgekommen. Aber nicht etwa seinetwegen. Denn er hat das Ressort »Kultur« mit Umsicht und Initiative ausgebaut. Er hat mit dem »Standpunkt« (falls er gelesen wurde) die Informationspolitik des VSS beeinflusst; er hat die studentische Redaktorenkonferenz als Institution ins Leben gerufen; nationale und internationale Kulturkontakte gefördert – und sich eben als Organisator der Theaterwoche mit Elan bewährt. Er war eines der Hauptkräfte im Getriebe des legendären Präsidentschaftswahlkrachs, der in Liestal den VSS an den Rand des Schismas trieb, weil die welschen Sektionen geschlossen für ihren »Jean la Culture« plädierten,

Rettet die Schweiz vor dem Ersticken

Dies ist ein Hilferuf an jene Schweizer, die nicht nur ab und zu ihren Unwillen über die schweizerische Regierungstätigkeit zum Ausdruck bringen, sondern die auch bereit sind, ihren Kopf für vernünftige Verbesserungsvorschläge anzustrengen. Um das schweizerische Regierungssystem steht es heute so schlecht (in Bund, Kanton und Gemeinde), dass wir, im Ueberfluss des Unerhörten, es schon kaum mehr bemerken. Zwar leben wir noch gut und unbehelligt. Aber die Unbekümmertheit der Schweiz um ihre eigene Struktur und um jene Europas kann uns, wenn sie weiterdauert, zum Verhängnis werden. Um dies zu verhindern, gilt es vor allem, das innenpolitische Geschehen in seiner Bedeutung genau auszuleuchten. Wer z. B. eine Mirage-Affäre zu einer Mirage-Angelegenheit verniedlicht, tut der Schweiz keinen Dienst. Am Tun und an den Unterlassungen erkennt man die Qualität von Personen und Institutionen. Dass sie bei unseren Behörden schlecht ist, zeigen auch die folgenden wahllos herausgegriffenen Ereignisse:

1. Die Autobahn Zürich-Chur wird bei ihrer Freigabe für mehrere Jahre einen sinnstörenden Unterbruch im Gebiet des Kantons Schwyz haben.
2. Ueber die Verlegung der öffentlichen Verkehrsmittel in eine andere Ebene wird in Zürich beharrlich geschwiegen, obwohl die Niederlage der letzten diesbezüglichen Vorlage auf ein unzulängliches Projekt zurückzuführen war, ohne prinzipielle Ablehnung eines moderneren Verkehrsmittels.
3. Seit mindestens 15 Jahren war der Ueberbürdungszustand unserer heutigen Hochschulen vorzusehen. Massnahmen der Regierung jetzt: eine Expertenkommission und ein Wissenschaftsrat zur Prüfung ...
4. Das Mitglied einer Exekutive erlaubt sich, auf eine parlamentarische Anfrage über städtische Landkäufe das Blau des Himmels als Antwort zu präsentieren.
5. Schliesslich mit einem Stichwort: »Mirage«. Die Zahl weiterer Beispiele ist beliebig.

Ueber den Fall »Mirage« kam das Gespräch wieder einmal auf die Reorganisation des Bundes-

rates. Der Vorschlag lautet: Erhöhung der Zahl der Bundesräte und stärkere Kontrolle durch die Bundesversammlung. Nun, wäre uns damit wohlher in der Schweiz? Mir will scheinen: Nein. Denn alle grossen Aufgaben und Probleme der Schweiz würden damit in keiner Weise rascher oder besser gelöst. Wohl wäre damit eine Gefahrenquelle ausgeschaltet, eine ganz bestimmte Gefahrenquelle, eine Strassenkurve gleichsam, an der sich schon ein Unfall ereignet hat. Aber wenn man diese eine Kurve ausbaut, bleiben alle andern Kurven so gefährlich wie vorher. – Eine Reorganisation des Bundesrates hilft also nichts. Es muss in der Schweiz in den letzten Jahren schon passiert, wenn wir von den Konjunkturmassnahmen absehen? Nicht eben viel. Und dabei läuft gewiss nicht alles so, dass gar nichts unternommen werden müsste. Es gibt übergewalt Probleme, die der Lösung harren, vom Altersproblem über die Gewässerverschmutzung bis zur europäischen Integration.

Was geschieht heute noch? Immer dann, wenn es irgendwo brennt, kommt die Feuerwehr, d. h. wenn die Exekutive einen Unsinn macht (Mirage), versucht man den Unsinn für die Zukunft zu verumöglichen; wenn die Universitäten überquellen, wird der Gedanke eines Neubaus aufgegriffen; wenn in der Schweiz bald nur noch Italienisch zu hören und ausländisches Geld zu sehen ist, ergreift man bei uns Massnahmen. Mit anderen Worten: Bei uns lässt man alles rollen und sieht die Grenze des für Staat und Gesellschaft tragbaren Ausmasses einer Entwicklung erst zu einem Zeitpunkt, da diese Grenze offensichtlich, d. h. weit, überschritten ist. Dann erst wird sehr verspätet, aber mit viel Stolz auf die Unbestrittenheit des Problems eingegriffen. – Noch anders gesagt: Die Maschine unseres Staates ist ein älteres Modell (Bundesverfassung von 1874), und weil sie seit Jahrzehnten ununterbrochen läuft, funktioniert sie nur noch langsam. Die Maschine muss immer häufiger geflickt und geändert werden. Da bricht ein Zahnrad, dort reisst ein Riemen, hier fällt ein Zylinder aus – man flickt und flickt und vergisst, dass sie noch etwas leisten soll. Wohin das führt? Geradeweg zum Mittelpunkt der Expo: Tinguely. Schüchtern gefragt: Ist die Maschine unseres Wesens Kern, unser Halt und unser Weg? Die Maschine, des Menschen Werk, ist das von unserer Hilfe, aber in unserer Gewalt; wenn sie veraltet ist, dürfen keine sentimentalen Tränen über ein einst so nützlich Ding uns verhindern, eine neue, uns nun besser dienende Maschine zu bauen.

Was sollte geschehen? Erstens wäre es notwendig, die gesamtschweizerischen Probleme als solche anzupacken (Gewässerschutz, Expressstrassenplanung und -ausführung, Hochschulplanung etc.). Zweitens: Wir brauchen in Kantons- und Bundesregierung Leute, die etwas unternehmen.

Dass heute nichts mehr geschieht, ist vorwiegend dem »Tatendrang« der an den entsprechenden Stellen sitzenden Personen zuzurechnen; die Wahl gerade dieser inaktiven Leute hingegen ist die Folge unserer sehr direkten Demokratie. Es muss uns folgendes klar sein: Ein Mensch, der sich für etwas fähig hält, bleibt bei uns dem Staatsdienst fern. Der über bald jeder Vorlage entstehende Filibuster mit den darauffolgenden Verzögerungen und Zugeständnissen an eine Unzahl von Minderheiten hemmt die konstruktive Arbeit bis zur Lahmlegung. Dazu kommt noch, dass der Staat viel schlechtere Gehälter bezahlt als die

Privatwirtschaft. Dem Staat stellen sich also eher materiell und geistig bescheidenerer Gemüter zur Verfügung, und es ist wohlbekannt, dass die Leistungen des Verwaltungsapparates qualitativ ständig sinken. Oberflächlich betrachtet scheint diese Tatsache nicht so evident, weil die Verwaltung nie zur Rechenschaft gezogen wird. Doch mit der Volksabstimmung über eine Vorlage sind diejenigen, die das Projekt ausgearbeitet haben, gleichsam der Verantwortung dafür entbunden. Diese Vorstellung hat bereits so weit um sich gegriffen, dass in der Mirage-Affäre der Chef des EMD nicht abgesetzt wurde. Man kann sich wahrlich fragen, ob es denn überhaupt möglich sei, einen für den Dienst in unserer obersten Landesbehörde unfähigen Mann zu finden.

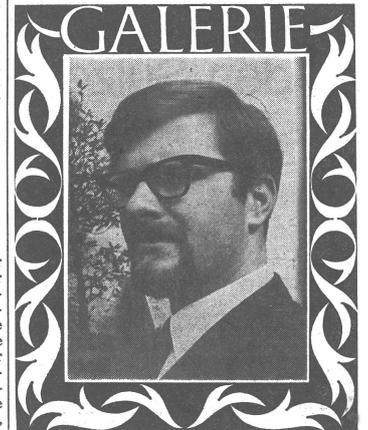
Ich glaube, es steht ausser Frage, dass der Staat fähige Leute braucht. Diese sind zu haben, wenn man sie besser bezahlt und ihnen eine grössere Selbständigkeit zugestehet. Das bedeutet nicht wenig. Der »fähige Mann« in der Regierung würde nämlich für eine gewisse Zeit (bzw. ein Projekt) freie Hand verlangen (wahrscheinlich mit Kreditgenehmigung des Parlaments) und sein Amt nach Ablauf dieser Frist zur Verfügung stellen, d. h. er würde grössere Kompetenzen verlangen, übernehmen aber die Verantwortung für seine Tätigkeit voll auf seine Person. Und genau das brauchen wir. Der Bürger verliert zwar dabei in dem Masse die Möglichkeit, bei den Staatsgeschäften direkt mitzubestimmen, wie die Exekutive an Entscheidungsfreiheit gewinnt. Aber heute scheint jene Form der Demokratie die zweckmässiger zu sein, in der der Bürger die Grundlinien des öffentlichen Lebens bestimmt, für die Details aber Vertrauenspersonen in die Regierung wählt.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Schweiz ein indirekteres System, als das bisherige es ist, dringend nötig hat, ein System, das der Exekutive mehr Entscheidungsfreiheit und Verantwortung überträgt. Die Forderung, wonach gesamtschweizerische Probleme als solche vom Bund bearbeitet werden sollen, schlägt ja auf der Ebene Kanton/Bund in die gleiche Kerbe wie die Forderung nach grösseren Kompetenzen der einzelnen Regierungsmitglieder auf der Ebene Bürger/Kanton oder Bürger/Gemeinde. In der pluralistischen Industriegeellschaft muss der Einzelne einen Zipfel seiner Individualität opfern, um im übrigen seine Persönlichkeit in Freiheit erhalten zu können. Tun wir das nicht, so wird das Ende ein Chaos sein, worin jeder gegen jeden kämpft. Die Verantwortung für das Chaos tragen alle, d. h. niemand. Verhindern wir das, indem wir für kurze Fristen die Verantwortung auf Einzelne übertragen und auch Rechenschaft von ihnen fordern.

Das wäre eine sehr grosse Umstellung. Sie ist nur über eine tiefgreifende Verfassungsrevision zu erreichen. Wir können uns nicht mehr begnügen mit Flickwerk. Klingt es nicht fast wie Hohn, wenn die NZZ in der Abendausgabe vom 19. Mai 1965 im Zusammenhang mit dem Problem der Parlamentsreform den Satz schreibt: »Erste Schritte in der Richtung einer Neuordnung der parlamentarischen Arbeitsmethoden stehen nun vor dem Abschluss?«

Nimmt man diese Formulierung genau, so ist auch hier wieder so gut wie nichts geschehen. Wir müssen die Grundzüge und -zusammenhänge des Staates vollständig neu überdenken und darauf gründend eine neue Verfassung schaffen. Darum dieser Appell an alle, sich im Neubedenken an der Schaffung einer neuen Verfassung zu beteiligen.

Heinrich Schenk



eine Deutschschweizer Sektionen in ihm einen ausgekochten Marxisten sahen..., während er selbst es mit Faust I/2092 hielt und ebenso wenig von Politik und ideologischer Mensur hielt, wie er von Marx eigentlich wusste. Er wurde schliesslich nicht gewählt. Heute wurmt es ihn nicht mehr.

Seine akademische »Karriere«: Schulen in Bern mit Matur in Luzern (Typ C), anschliessend ein »Probemester« an der ETH (Masch.-Ing.) und dann Rückkehr zu den philologischen Fleischtopfen Berns (Germanistik und Anglistik), wo es zusätzlich galt (und weiterhin gelten wird), mit dem Fussklotz des Latinikums zu Rande zu kommen. Dazwischen fand ein resoluter Aufstieg in der militärischen Hierarchie statt, bei welchem ihm jene Fähigkeit zugute gekommen sein soll, die auch sein Tätigsein an der Universität Bern und im VSS bestimmt hat: die Freude am Theaterpiel. Das Rampenlicht hat ihn, bislang Autodidakt, bei der Studentenbühne und in bernischen Kleintheatern beschienen. Er selbst sieht seine berufliche Zukunft im Felde der Theaterwissenschaft, sehnt sich aber danach, aus der helvetischen Enghnis hinauszukommen (»Das kulturelle Leben in der Schweiz ist heute allzu problemlos; man verhält sich bei schlechtem Angebot zu sehr rezeptiv!«) – in das grosse, weite Experimentierfeld der Bretter.

Aber zuvor gilt es noch, den letzten VSS-Vorhang akkurat zu warten: Eine Dachorganisation muss für die Studentenbühnen geschaffen werden, eine »grundsätzliche Untersuchung über studentische Kulturpolitik« steht aus... Und anlässlich der nächsten Generalversammlung wird es heissen, mit viel Gelassenheit und Elefantenhaut die Angriffe jener entgegenzunehmen, die vor noch nicht allzu langer Zeit die Idee des – auch finanziellen – Abenteuerers einer »Theaterwoche« mit Feuerifer bejahten. – Hans Witschi misst dem VSS auf nationaler Ebene eine grosse Bedeutung bei, jedoch scheint ihm dessen heutiges System überhoht. Im Sinne einer vermehrten Mündigkeit des Studenten und einer aktiveren Teilnahme an der Lösung brennender Hochschulprobleme glaubt er an die Notwendigkeit »professioneller« (und demnach entlohnter) Funktionäre. – Wie immer sich in Zukunft die Lage auch entwickeln wird – er selbst hat bewiesen, dass persönlicher Einsatz konkrete und positive Leistungen zeitigen kann. In diesem Sinn gebührt ihm für seine studentische wie berufliche Zukunft das unter Theaterhasen übliche herzhaft »Toi – toi – toik« – und dabei klopf man mit dem Finger an einen hölzernen Gegenstand.

H. v. Grünigen

Auch im Winter sicher fahren ...

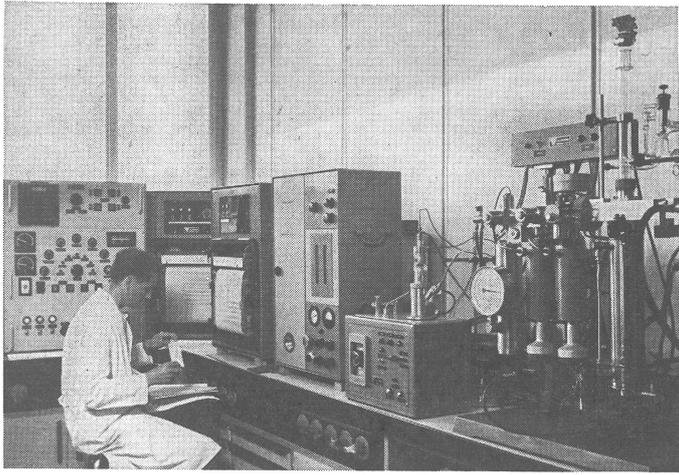


mit Pneu und Schneeketten vom Fachmann

Höchststrabatte

PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ

Culmannstrasse 83 (hinter Hotel Rigistrasse) 8033 Zürich Tel. 28 37 15



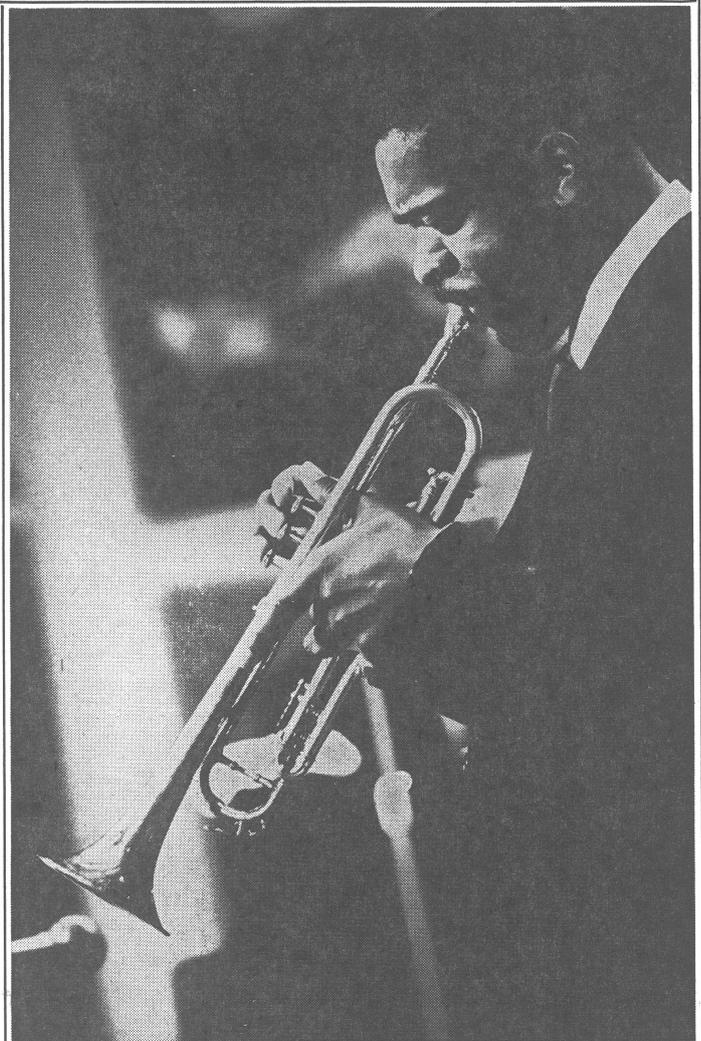
Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik — in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

SULZER

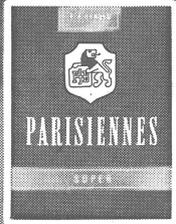
Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

1112-1



Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer **PARISIENNE!** So reich und mild ist ihr Aroma — echt und rein der edle Tabak! **PARISIENNES SUPER** — die Cigarette unserer Zeit.

*entspannen...
geniessen...*




**LET'S
HAVE FUN
...AT FEIN-
KALLER'S
YOUNG MEN'S
SHOP!**



Die Atmosphäre in unserer Spezial-Abteilung für junge und ewig junge Herren wird Ihnen gefallen! Sie finden bei uns eine grosse Auswahl im sehr aktuellen Edwardian-Style mit seiner körpernahen Silhouette. — Liebhaber der sportlichen Richtung dürfen sich auf die Neuheiten in unserer Mc Gregor-Corner freuen. Auch diesen Herbst und Winter bereitet das «shopping» in unserem Young Men-Rayon besonderes Vergnügen.



Fein-Kaller
**YOUNG MEN'S
SHOP**

Zürich
Sihlporte - Talstrasse 82
Basel, Gerbergasse 48

Kampf der Charme-losigkeit an ETH und Uni!

In der Frauenzeitschrift »Elle« vom 15. Oktober fand sich ein Artikel der Chefredaktorin Dr. Charlotte Peter: »Warum studiert die Schweizerin nicht?« Aus diesem Aufsatz, der im wesentlichen Gründe sucht, warum es in der Schweiz nur etwa 2300 Studentinnen gibt (»Eine läppisch geringe Zahl für ein 4½-Millionen-Volk«), und diese Gründe auch in den ungeschriebenen Gesetzen und den traditionellen Verhaltensweisen unserer Gesellschaft findet, möchten wir einige Auszüge zitieren. Sie befassen sich mit der Schuld der männlichen Kommilitonen an dieser zu Recht läppisch genannten Minderzahl von 2300 studierenden Mädchen:

»... Die schlechteren Heiratschancen

Eine unter Studenten der Universität Zürich veranstaltete Umfrage ergab vor einigen Jahren, dass die weitaus meisten Studenten lieber ein Blumenmädchen als eine Studentin heiraten würden. Nicht weniger ungalant gegenüber den Kommilitoninnen äussert sich ein Schreiber in der letzten Ausgabe der Studentenzeitung: Nach dreiwöchigen, intensiven Bemühungen sei es ihm und seinen Freunden nun doch noch gelungen, an der ETH eine hübsche Studentin aufzutreiben. Tolpatschiger geht es wirklich nicht mehr.

Der Schweizer Student sucht offenbar eine Frau, die weniger weiss als er. Er geniesst es, wenn er sich überlegen vorkommen kann, und das ist logischerweise um so leichter, je einfültiger die Freundin ist. »Weiss du, Mameli, Athen ist eben eine alte Stadt und das, was dort oben steht, war einmal ein Tempel, hörten wir einst einen biederen Schweizer am Fuss der Akropolis zu seiner Gattin sagen. Dabei blähte er sich im Bewusstsein der eigenen Kultiviertheit auf wie ein Pfau, der das Rad schlägt. Ein Franzose oder ein Amerikaner würde in der gleichen Situation garantiert anders reagiert haben. »Wenn mein Boss erfährt,

dass meine Frau nicht einmal eine High school absolvieren konnte, steht meine Beförderung in Gefahr, kalkuliert der Amerikaner, während der Franzose befürchtet, durch die Dummheit seiner Frau in der Gesellschaft blamiert zu werden. Kein Wunder daher, dass die Studentinnen in jenen Ländern in höherem Ansehen stehen. Das College oder die University ist für die junge Amerikanerin der beste Platz, um einen Gatten zu finden, denn achtzig Prozent aller amerikanischen Akademiker heiraten eine Frau mit gleichem Bildungsgrad. Ein College-Girl ist dort das Normalste, was es gibt. In der Schweiz dagegen ist die Studentin noch immer ein bisschen die Ausnahme und muss deshalb ihren Status verteidigen. Ist sie elegant, so gerät sie in Verdacht, das Studium nicht ernst genug zu nehmen. Ist sie einfach, so muss sie befürchten, dass ihr eine besser situierte, weil bereits verdienende Mitschwester den Freund ausspannt. Ist sie reich, dann wirft man ihr vor, sie studiere bloss zum Vergnügen. Ist sie arm, dann verdächtigt man sie, sie besitze zuviel Ehrgeiz. Nicht umsonst erklärte uns eine Studentin: »Ich habe in Zürich, Paris, Wien, Oxford und in den Vereinigten Staaten studiert. Am einsamsten aber war ich in Zürich, der Stadt, in der ich geboren bin.«

Die schlechteren Aufstiegsmöglichkeiten

Natürlich geht man nicht an die Universität, um dort einen Mann kennenzulernen, genauso wie man nicht Sekretärin wird, um den Chef zu heiraten. Nur lebt keine junge Frau gerne in einer Umgebung, in der ihr schriftlich attestiert wird, dass sie und ihre sämtlichen Kolleginnen unattraktiv und somit für das männliche Geschlecht gänzlich uninteressant seien. (Siehe Studentenzeitung!) Auch hat es die Studentin selbst in rein fachlicher Hinsicht nicht immer leicht...«

(Der Rest des Artikels ist etwas ernsterhaft, bringt einige konkrete Beispiele und geht den – vor allem psychologischen – Gründen nach, warum »die Schweizerin nicht studierte.«)

Wir lasen den Artikel genau durch (Wir: die Redaktion jener Studentenzeitung samt jenem Schreiber), fanden einige Unstimmigkeiten (Titel: »Die schlechteren Heiratschancen, dann: »Natürlich geht man nicht an die Universität, um dort einen Mann kennenzulernen...«) und begannen zu lachen. Und als wir zu Ende gelacht hatten, meinten wir doch: So unrecht hat Frau Dr. Peter nicht. Die Zahl von 2300 ist läppisch. Die (hier des Platzes wegen nicht zitierten) angegebenen Gründe können stimmen.

Eine scharfe Anklage gegen diese läppische Zahl zu schreiben schien für uns – die wir nur von schon Studierenden und kaum von solchen, die es werden möchten und nicht können, gelesen werden – kaum von Sinn. Dagegen griffen wir zum Telefon. Frau Dr. Peter war so freundlich, uns den zitierten Passus, der die Schuld der Studenten an dem von ihr gebrandmarkten Missstand beschreibt, etwas näher zu erklären. Wir mussten uns sagen lassen: Studenten und Studentenzeitung haben keinen Charme. Man sagt doch so etwas einfach nicht (drei Wochen gesucht, bis...). Andere Beispiele folgten. Fazit: Die ETH sowie die Universität leiden unter einer verheerenden Charme-losigkeit. Die Studenten nehmen ihre weiblichen Kollegen entweder nicht als weiblich oder nicht als Kollegen an...

Wir nahmen uns die Vorwürfe zu Herzen und möchten uns zuerst einmal in aller Form für jenes »Drei Wochen gesucht, bis...« bei allen ETH-Studentinnen entschuldigen. Es war ein schlechter Scherz, wir mussten natürlich nicht drei Wochen suchen, im Gegenteil: kaum betreten wir die ETH,

wurden wir förmlich überrannt von einem Schwarm hübschster, fröhlichster weiblicher Kollegen, die sowohl – eben – weiblich wie auch Kollegen waren.

Zum zweiten möchten wir die Gelegenheit nicht unversucht lassen, der gegenwärtig grassierenden Charme-losigkeit einen Riegel zu schieben. Wir veröffentlichen im folgenden einen aus derselben Nummer derselben Zeitung zitierten Test »Wie sieht der Mann Ihrer Träume aus?« und bitten alle unsere weiblichen Kollegen, diesen Test so bald als möglich sorgfältig und ehrlich ausgefüllt an die Redaktion des zürcher studentens, Universitätstrasse 18, 8006 Zürich, zu senden. Die Redaktion (schuldbewusst) wird sich der Mühe unterziehen, den Durchschnitts-Traummann der Studentin (den Durchschnitts-Straumstudenten) zu eruieren. In der nächsten Nummer werden wir diesen vorstellen mit dem dringenden Appell an alle männlichen Studierenden, sich doch ein wenig mehr nach diesem Ideal zu richten. Hoffentlich wird damit der immer stärker werdenden Charme-losigkeit unseres Zusammenlebens eine entsprechend grosse Gegenkraft entgegengesetzt. Im übrigen verweisen wir auf die Möglichkeiten des Polyballs. Und nun der Test:

Gesucht: der Durchschnitts-Straumstudent

Beantworten Sie die nachfolgenden 36 Fragen, und Sie werden wissen, wie der Mann Ihrer Träume aussieht und ob Sie die geeignete Frau für einen solchen Mann sind.

Die Basis unseres Testes ist die bekannte Tatsache, dass sich Zwillingseelen gegenseitig anziehen. Prüfen Sie die Seiten sehr genau. Die sechs Bilder zeigen die sechs Aspekte des Menschen: sein Aeusseres, sein Auftreten, seine Ideen, seinen Geschmack, seine Vergangenheit und seine Gewohnheiten. Unter jedem Titel finden Sie sechs Punkte, wobei jeder einzelne Punkt auf drei verschiedene Arten beantwortet werden kann. So können Sie unter »Aeusseres« beispielsweise einen mageren, kräftig gebauten oder vollschlanken Mann auswählen, der schwarze, blaue oder braune Augen hat und der gross, mittelgross oder klein ist. Nicht anders bei den übrigen Gruppen. II

Das Aeussere

Das Aeussere			Der Geschmack			Das Auftreten		
A	B	C	A	B	C	A	B	C
1,80 m oder grösser	1,70 m	Grösse spielt keine Rolle	antike Möbel	gemischter Stil	modern	Massanzüge	graue Konfektion	Sportjackett
schlank	kräftig gebaut	vollschlank	Diätliche	Feinschmeckerkost	Hausmannskost	dunkle Krawatte	auffallende Krawatte	Zufallskrawatte
braunes Haar	blondes Haar	grau meliertes Haar	Elegante Frauen	Hausfrauen	Intellektuelle	lange Socken	kurze Socken	Phantasiesocken
ohne Schnurrbart	mit Schnurrbart	mit Bart	Krimis	Fachbücher	Hemingway	weisse Hemden	pastellfarbene Hemden	gestreifte Hemden
schwarze Augen	blaue Augen	braune Augen	Katzen	Hunde	mag keine Tiere	Hut	kein Hut	Mütze oder Beret
sehnige Hände	Pratzen	Pianistenhände	Sportwagen	Opel	Deux Chevaux	Weste	Pullover	Buschhemd

Die Ideen

Die Ideen			Die Vergangenheit			Die Gewohnheiten		
A	B	C	A	B	C	A	B	C
konservativ	liberal	sozialistisch	Er war ein Don Juan	Er hat noch keine Frau kennengelernt	Seine erste grosse Liebe ging in Brüche	Ferien in mondänen Hotels	Ferien am Strand	Ferien in den Bergen
Kino	Revue	Theater	er war Olympiasieger	sportlich	unsportlich	Macht keine Hausarbeit	kocht gerne	hilft überall mit
Raffael	Renoir	Picasso	galant	kameradschaftlich	schüchtern	verkehrt mit Kollegen	mit Schulkameraden	mit Leuten, die gleich denken
Tennis oder Golf	Fischen	Boxen	eifersüchtig	ahnungslos	gleichgültig	Nep-Restaurants	erstklassige Restaurants	billige Pinten
sein Vorbild: Napoleon Johnson		Wilhelm Tell	weltgerüst	einige Europareisen	einmal Münchner Oktoberfest	sparsam	vernünftig	verschwenderisch
kein Frauenstimmrecht	passives Frauenstimmrecht	aktives Frauenstimmrecht	Pfäfinder	vielfaches Vereinsmitglied	Salonlöwe	raucht wenig	raucht 60 Zigaretten pro Tag	raucht Pfeife

Neuigkeiten vom VSS

Aktion 1. Juli

Die Aktion 1. Juli des VSS wurde am 1. September mit einer Pressekonferenz für die Bundeshausjournalisten abgeschlossen. Dabei wurden die Ergebnisse einer Umfrage des VSS bei den kantonalen Regierungen bekanntgegeben (über die Pläne der Kantone für eine neue Stipendienordnung).

Zugleich wurden konkrete Verbesserungsvorschläge unterbreitet, wobei die Stipendienverteilung aufgrund eines Punktsystems das Schwergewicht bildete. Das Echo in der Presse war überaus erfreulich.

Es wäre wunderschön, wenn sich auch weiterhin einige Studenten mit den Stipendienfragen in ihrem Kanton befassen und zur Verbesserung Schritte unternehmen würden. Der VSS wäre allenfalls bereit, solche Bemühungen zu unterstützen.

Hochschulreform, Hochschulausbau

444 Millionen Franken hat der Bundesrat für den Ausbau der ETH beantragt. Weitere Kredite bis zum Gesamtbetrag von einer Milliarde sind

vorgesehen. Die Bundeshilfe an die kantonalen Hochschulen scheint ebenfalls konkrete Formen anzunehmen. Im Rahmen einer Ubergangslösung sollen den Universitäten ab 1966 jährlich 100 Millionen Franken zufließen. Die Labhardt-Kommission hat für die definitive Lösung Aufwendungen von jährlich 400 Millionen gefordert.

Langsam beginnen die Gelder also zu fliessen. Die Höhe der Bundesbeiträge für höhere Bildung nähert sich bereits den Ausgaben für bestimmte Anschaffungen des Militärdepartements. Wir freuen uns.

Es ist jedoch an der Zeit, weiterzuarbeiten. Wenn wir heute unsere Anliegen und Wünsche nicht vorbringen, gibt es morgen keine Entscheidung für alle jene, denen die Verhältnisse an der Hochschule nicht zusagen. Wenn wir nur noch unser Missfallen ausdrücken können, ist es zu spät. Der Vorstand des VSS ist sich darüber klar, dass wir nicht müßig der Entwicklung zusehen dürfen. Er orientiert sich laufend und macht seinen Einfluss geltend. Besonderer Wert wird auf vermehrte Koordination unter den einzelnen Hochschulen (insbesondere Angleichung von Studienplänen und Examina) gelegt.

Steuerabzüge

Das VSS-Büro arbeitet auf eine Aenderung der bestehenden Steuergesetze hin. Die Studien- und Lebenskosten sollen von der Einkommenssteuer befreit werden.

Cogestion

Vermehrtes Mitspracherecht der Studenten in Hochschulfragen gehört zu den wichtigsten Anliegen des VSS. Zum Studium dieser Probleme besuchte der Vizepräsident für Universitätsfragen, C. Lerch, ein Seminar in Nowy Sacz (Südpolen). Es zeigte sich deutlich, dass im Ausland das Mitspracherecht im allgemeinen viel weiter entwickelt ist als bei uns.

Krankenkasse

Die Gründung einer gesamtschweizerischen Studentenkrankenkasse ist trotz heikler Probleme auf bestem Weg.

Freiburg

Die Demonstration der Studenten Freiburgs im letzten Sommer hat Erfolge gezeigt. Herr José Python, Erziehungsdirektor, hat an einer Pressekonferenz bekanntgegeben, dass der Bau einer Mensa mit der modernsten, schnellsten Küche Europas bis zum Ende des Jahres fertiggestellt werde. Der ganze Bau wird auf 700 000 Fr. zu stehen kommen. R. Ruoff, U. Osann

SAB – Selbsthilfegenossenschaft der Studierenden an der ETH

Einladung

zur 7. ordentlichen Generalversammlung
Freitag, den 10. Dezember 1965, 20.15 Uhr,
im Studentenheim der ETH

Traktanden:

1. Wahl der Stimmzähler, des Tagespräsidenten und der Protokollführer
2. Protokoll der 6. ordentlichen Generalversammlung
3. Jahresbericht des Obmanns
4. Abnahme der Jahresrechnung und der Bilanz. Bericht der Kontrollstelle. Entlastung der Verwaltung.
5. Verwendung des Reingewinns
6. Wahl der Verwaltung
7. Wahl der Kontrollstelle
8. Varia

Alle Genossenschaftler sind herzlich eingeladen. Als Ausweis ist der Anteilchein mitzubringen.

Für die Verwaltung:
sig. A. Müller

L&M FILTERS
LIGGETT & MYERS TOBACCO CO

die amerikanische Erfolgsmarke
Box / King Size Fr. 1.20

Der Akademiker findet seine Fachliteratur auf den Gebieten

- ▶ Medizin
- ▶ Jurisprudenz
- ▶ Nationalökonomie
- ▶ Architektur

in guter Auswahl bei

Hans Raunhardt
INH. GERHARD HEINMANN & CO.
Buchhandlung und Antiquariat
Gegründet 1890
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

...auch eins...

Klar - auch eins! Ein köstlich kühles «Coca-Cola» natürlich! Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser! Und «Coca-Cola» - ja, das erfrischt richtig!

TRINK
Coca-Cola
LIMONADE GAZEUSE

Für die Pause die Normalflasche, für den grossen Durst die elegante Grossflasche, für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.
Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Arithmetik u. Algebra	DM 6.—
Von Proportionen bis zur Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialrechnung	DM 11.50
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6.50	Integralrechnung	DM 5.80
Von Koordinaten bis zu Funktionsgleichungen	DM 8.50	Differentialgleichung	DM 4.30
Geralden	DM 6.50	Statik starrer Körper	DM 11.50
Gleichungen von Kreis, Ellipse Hyberbel und Parabel	DM 8.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
		Dynamik	DM 7.50
		des Massenpunktes	DM 7.50
		Dynamik	DM 5.—
		des Massenkörpers	DM 5.—
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3.—

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht fasslicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. - 61 Darmstadt-Eberstadt

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras

Electras im Zentrum von Zürich
Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

DISS - ERTATIONEN
drucken wir mit IBM-Schrift in Offset gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich
Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50

Möbel
Miet-Möbel für kurze oder lange Dauer, Einzelstücke und ganze Einrichtungen.

Vermietung
Zeitgemässes Möbel-Programm für: Wohnungen, Büros, Ausstellungen, Parties, Empfänge, Kongresse usw.

Mobilus
Ausstellung: Tödistrasse 40-42 beim Hochhaus zur Palme 8002 Zürich Tel. 051-25 60 05/06

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen?

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Fr. 348.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A. Zürich 3 Steinstrasse 21

Polyball

Ballgeflüster mit einer intelligenten Frau

Ich denk mir, es wär zwischen zehn und zwöf, der Vollmond könnte noch fehlen, wir würden uns in das Dunkel stellen, uns auf die Treppe setzen – als Notbehelf.

Meistens sind beide – wenn schon im Dunkel – sich über diverse «kleine Gefahren» seit mindestens einer Minute im klaren, und Schweigen ist – ohne Gemunkel –

durch gewisse Situationen bedingt. Wie es mir diesmal endlich gelingt,

eine Frau zum Schweigen zu bringen, will ich nebst einigen andern Dingen

kurz – das heisst so kurz als möglich und irgendwie für den Leser erträglich gleich hier erzählen – also Die Nacht und wie sich folgendes Gespräch entfacht!

»Ach, lass das bleiben, mein Lippenstift färbt – und was das Küssen betrifft, denk doch ein wenig an Hygiene und an gewisse Sozialphänomene

der Gesellschaft von heute. Was denn Pascal mir bedeute, hast du neulich fragen wollen, war es das? – Aus einer tollen

Erfahrung hat der Franzose –«
»... ausgezeichnet, deine Denkerpose gefällt mir!«
»Nicht im Schwall, allerdings ohne Wiederhall.

»Wann ist er bloss schon geboren?«
»Er ist glaub ich im Schnee erfroren –«
»Um sechshundertundeinundzwanzig in Clermont-Ferrand? –«
»Nicht in Danzig?«
»Bist du verrückt, er war doch Franzos!«
»Ach nu so denn, ich meinte ja bloss...«

Von Pascal hätt' ich zitieren wollen, dass wir in der Liebe besser schweigen sollen. Doch dieses hätt' sie nicht begreifen können, ohne pedantisch genau den Urtex zu kennen.

Sie plaudert unverdrossen weiter, ich hingegen starre kaum gescheiter als je zuvor hinunter auf den Marmorboden; was mich weiter nicht verdrösse,

wenn ich nicht auf einen blütenartigen Busen schliesse, der – verwirrend – ganz nach neusten Moden ziemlich offen meinen Blicken, ohne Wesentliches zu verdecken...

Da man – so denk ich mir – die Intelligente eine Schönheit nennen könnte, ist ein solches Mensch, ganz allgemein für die erste Ballnacht eine Pein.

Doch plötzlich wechselt sie das Thema und beginnt in aller Eile – hör ich richtig? eine ganze Zeile, allerdings aus vorgefasstem Schema

ihrer Liebestheorie mir zu entwickeln, dass – ich fall von einem Staunen ins andre – ihr Herz von Dicht' zu Dichter wandre. Doch sei sie in Gefahr, sich zu zerstückeln,

weshalb nur einer sie noch rette... indessen sei sie doch nicht ganz bescheiden in Sachen Bildung – ihre beiden Onkel wären Professoren – und sie wette,

dass... sie selber sei als jüngste Tochter eines Ständerrats in Bern geboren, und viele der Verwandten seien Professoren. »Ein noch ziemlich guter Fechter

und dazu belesen muss er sein.«
(»Gotteidank ist diese Frau nicht meine,

gelingt es mir, dazwischen noch zu denken.)
»Einem solchen nur werd ich mein Herz verschenken.

Gedichte muss er zum Geburtstag schreiben und mir mit Kybernetikfragen meine Zeit vertreiben, sämtliche Werke von Jean Paul gelesen haben (und sich von Wasser, Brot und Hirsebei erleben) »Im Ernst, dies alles könntest du erfüllen

muss du mir sagen, ob du sicher wissest, und – lass dies doch, bevor du küssest, mit einem bisschen guten Willen

dass ich als deine Frau –«
»Bist du verrückt, – das heisst, dies will mir doch ein bisschen überaschend sein.«
(In Tat und Wahrheit bin ich alles andre als entzückt)
Ihr Schweigen ist total – und meine Antwort:
»Nein!«

knj

GStR-Ratsbericht

Die je einmal zeitlich und örtlich verschobene Sitzung des Grossen Studentenrates hat am 8.11.65 im Hotel »Hinterer Stern« stattgefunden. Unter dem Vorsitz seines alten Büros hat der GStR die statutarischen Geschäfte erledigt – Semesterbericht des Präsidenten und Rechnungsablage des Quästors der Studentenschaft, Dechargierung des gesamten Kleinen Studentenrates und Genehmigung des Budgets des laufenden Semesters. Im weitem hat er einmal mehr von einer neuen Verschleppung der Mensa-Angelegenheit Kenntnis nehmen müssen. Es hat den Anschein, als ob die von seiten der Studentenschaft lange geübte Geduld nun wirklich zur Neige gehe. Der GStR hat dem KStR die Weisung erteilt, nur noch kurze Zeit einer weitem Hinhaltetaktik der Regierung stillschweigend zuzusehen, und zugleich seine Bereitschaft erklärt, gegebenenfalls zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammenzutreten und über die notwendigen Aktionen der Studentenschaft Beschluss zu fassen.

Anschliessend wurde dem neuen Verein WOKO eine Zuwendung von 13 000 Fr. gemacht und Berichte über die laufende Diskussion über das nicht mehr zeitgemässe Testatwesen – und nach einer kurzen Begrüssung des Präsidenten des VSS – über die Tätigkeit dieses schweizerischen Dachverbandes entgegengenommen. In den Wahlen gab sich der GStR ein neues Büro: Urs R. Wyss, phil. II, Präsident; Jürg Meier, phil. I (hist.), Vizepräsident; Elisabeth Sulzer, phil. I (rom.), Aktuarin.

Bernhard Kamer

SPORT der hochschulen

AKADEMISCHER SPORTVERBAND ZÜRICH INFORMATIONSECKE

Die Ecke ist nicht neu, doch feiert sie nach einem längeren Unterbruch Neuaufstellung und wird vom untenstehenden Facharbeiter betreut. Es ist unser Anliegen, mit dem grossen sporttreibenden Studentenkreis etwas näher Kontakt zu pflegen, Anregungen, Probleme, Fragen, Diskussionen oder kurze Berichte zu publizieren, in der Hoffnung, der Leser setze sich auch damit auseinander.

Wir begrüssen alle Studierenden und heissen die Neueingetretenen in unserem Sportbetrieb herzlich willkommen. Das Sekretariat, während der Büroöffnungszeiten durch die Hochschulsportlehrer oder die Sekretärin gerne Auskunft gegeben wird, befindet sich an der Universitätstrasse 12. Das blaue Sportprogramm mit dem neuen Zusatz »Skiveranstaltungen«, welches bei den Rektoratoren und im Studentenheim aufliegt, orientiert über den Sportbetrieb. Vermeidet unnötige telefonische Anfragen; unsere Mitarbeiter sind dafür dankbar!

Im Wintersemester 1965/66 sind folgende Neuerungen zu beachten:

Alle Übungsstunden in der allgemeinen Körperschule finden jetzt in der grossen Ballonhalle statt (auch über Mittag). Die zusätzliche Turnstunde »Turnen für Fortgeschrittene« (Studenten-

nen: Mittwoch 17–18 h, Studenten: Donnerstag 18–19 h) stellt höhere Anforderungen an die Turnenden und ist nur von Fortgeschrittenen zu besuchen. Das Geräteturnen musste aus technischen Gründen vom Dienstag wieder auf den Montag verlegt werden. Neuerstellte Garderoben und Duschen (im 2. St. der Kantonschulturnhalle) stehen uns zur Verfügung. Wir bitten, die jeweils angehängten zugewiesenen Hallen und Garderoben zu beachten, um Störungen und Engpässe zu vermeiden. Ein neuer Konditionstest mit vier Übungen wird durchgeführt.

Der Sportbetrieb nimmt immense Formen an: In Zürich zählt man zurzeit über 12 000 Studierende, in 10 Jahren verdoppelt sich die Zahl! Mehr als 25% davon, d.h. über 3000 Turnende pro Woche, treiben bei uns nach statistischen Erhebungen Sport! Wie kann der umfangreiche Turnbetrieb weiterhin reibungslos durchgeführt werden? Anlagen, Hallen und Plätze sind überfüllt, und wir versuchen nach bester Möglichkeit, Probleme und Hindernisse zu überwinden. Wohl sind Bauten für die Zukunft geplant, doch bis zu ihrer vagen Verwirklichung kann noch geraume Zeit verstreichen...

Wir brauchen eure Mithilfe! Haltet euch an die festgesetzten Zeiten der jeweiligen Übungsstunden. Vermeidet unnötige Störungen des Unterrichts durch Zuspätkommen bzw. ein zu frühes Gehen. Befolgt die Anweisungen der Hauswarte und Trainingsleiter. Nehmt keine Wertsachen mit ins Turnen. (Letztes Semester wurde in einer einzigen Woche für mehr als 900 Fr. gestohlen!)

Wir sind bestrebt, trotz erschwerten Umständen den Besuchern unseres Sportbetriebes ein Maximum an Vielfältigkeit zu bieten, und hoffen, dass unsere Bemühungen durch eure kleine Mithilfe belohnt werden.

Bruno Dümmler, Hochschulsportlehrer

Fortsetzung von Seite 2

wiedersah, da jauchzte ich, dort zu sein, wo ich hingehörte, in der Welt der Ideen für.

Als wir Abschied nahmen, konnte ich nicht enthalten, noch eine Frage zu stellen.

»Ist es nicht sonderbar«, sagte ich, »dass ich an diese Welt nicht glaube und doch hierher gehöre?«

»Es gibt hier drei Stufen«, antwortete der andere. »Auf der ersten Stufe leben die Menschen, die nicht nur hier leben, sondern auch an dieses Leben glauben. Auf dieser Stufe lebt der grösste Teil der Menschheit. Nietzsche ist ihr Prophet. Auf der zweiten Stufe leben die Menschen, die wohl hier leben, aber auf das andere Leben hoffen und auf das andere Leben hinweisen. Hierher gehören alle Religiösen, die pessimistischen Philosophen, gehört auch du. Auf der dritten Stufe leben die, die wohl hier leben, aber aus dem andern Leben. Es sind ihrer nicht viele, es sind die grossen Religionsstifter und die Heiligen aller Religionen. Der Abstand zwischen der ersten und der zweiten Stufe ist nicht gar gross, der Abstand zwischen der zweiten und der dritten Stufe ist aber riesig. Falsche Propheten nennt man die, die vorgeben, auf einer andern Stufe zu leben, als sie leben.«

Nach diesen Worten reichte er mir die Hand, und als wir auseinanderging waren, wusste ich etwas besser Bescheid über mich.

Von den Bewusstseinsräumen

Bevor ich mich auf den Weg mache und aufzulesen beginne, was ich an seinem Rande finde, muss ich sagen, wo der Weg ist und wohin er führt. Selbstverständlich befindet sich der Weg in meinem Bewusstsein, ganz gleich, ob ich wandere, reise, fliege oder stillstehe; aber wohin er führt, das weiss ich nicht, und kein Mensch kann es mir sagen, denn kein Mensch weiss, wohin ihn sein Weg führt, und kann von seinem Weg auf meinen schliessen. Wir alle wissen nur eines: unser Weg führt durch unser Bewusstsein.

Was ist das aber, das Bewusstsein? Wieder stehe ich vor etwas, das ich nicht weiss. Ich schlage bei den Philosophen nach, ich erhalte viele Antworten, aber viele Antworten sind keine Antwort. Ich nehme also an, weder ich noch ein anderer weiss, was Bewusstsein ist.

Ueber den Tisch, an dem ich schreibe, weiss ich Bescheid. Ich weiss, dass er ein Schreibtisch ist, ich kann ihn genau beschreiben, seine Masse, seine Farbe, seine Form, seine Grenzen angeben. Ueber das Bewusstsein lassen sich wohl geistreiche, sogar tiefinsigende Worte machen, aber niemand kann ein für allemal angeben, was es ist. Wie könnten wir es auch wissen, solange wir nicht wissen, wohin der Weg durchs Bewusstsein führt? Wir wissen nicht einmal, wo es ist. Vom Tisch weiss ich, dass er in meinem Arbeitszimmer steht. Aber das Bewusstsein? In meinem Kopf? Noch nie ist es gelungen, in einem Kopf das Bewusstsein zu finden. Und wenn durch eine Kopfverletzung das

Bewusstsein ausgeschaltet wird (genauer: die Manifestation des Bewusstseins), so heisst das nur, dass der Kontakt zwischen der verletzten Stelle und dem Bewusstsein aufgehört hat, etwa wie die Zerstörung einer Sicherung den Kontakt zwischen Schalter und Licht aufhebt. Setzt die Frage nach dem Was die Antwort nach dem Wohin voraus, so setzt die Frage nach dem Wohin eine Antwort auf die Frage nach dem Wo voraus.

Wir können kein Mass, keine Farbe, keine Gestalt, keine Grenzen des Bewusstseins angeben. Insbesondere keine Grenzen. Es soll ja neben dem Bewusstsein noch ein Unbewusstsein geben. Wo ist die Grenze zwischen beiden? Es soll auch ein äusseres und ein inneres Bewusstsein geben. Sehe ich etwas mit meinem leiblichen Auge, so ist das äusseres Bewusstsein; sehe ich etwas mit meinem geistigen Auge, so ist das inneres Bewusstsein. Diese Unterscheidung ist ein praktisches Orientierungsmittel, besteht sie aber wirklich? Ich weiss es nicht.

In bezug auf das Bewusstsein scheinen mir nur zwei Dinge gewiss: Erstens, so wie ein Haus Zimmer hat, hat das Bewusstsein Bewusstseinsräume. Zweitens, so wie ein Zimmer Gegenstände und Luft enthält, enthält der Bewusstseinsraum Erinnerungen und eine Stimmung. Geatmete Luft umgibt dort die Gegenstände, gefühlte Stimmung umgibt hier die Vorstellung der Erinnerung.

Noch ein Wort über die Bewusstseinsräume und ihren Inhalt, die Erinnerungen.

Ich bin kein Wissenschaftler, und so liegt es mir nicht und bin ich dessen auch nicht fähig, einzuteilen und zu schematisieren. Ich glaube auch, dass sich im Laufe der Zeit alle Einteilung überlebt. (Nebenbei: auch die Begriffe sind eine Einteilung der Welt, sie werden vergehen und anderen Platz machen, die nach andern Merkmalen die Dinge zu Begriffen zusammenfassen.) Ich kann bloss folgendes sagen: Ueberlege ich, ob ich morgen besser täte, mit dem Mittagzug oder mit dem Abendzug nach Paris zu reisen, so gehört diese Ueberlegung in einen andern Bewusstseinsraum, als wenn ich darüber nachdenke, ob der Mensch einen freien Willen hat oder nicht; und wieder bin ich in einem andern Bewusstseinsraum, wenn ich mir einen geliebten Menschen vorstelle und Sehnsucht nach ihm fühle.

Ich nehme also an, dass es viele, vielleicht unendlich viele Bewusstseinsräume gibt, aber ich muss es besser geschulten Köpfen überlassen, Zahl und Einteilung der Bewusstseinsräume zu bestimmen, zu bestimmen, in was für einen Bewusstseinsraum diese oder jene Vorstellung gehört, ob sich gewisse Räume unter einem Dachraum zusammenfassen lassen und so weiter. Sicher scheint mir hier wieder nur eines zu sein, das die Stimmung, die die Inhalte der Bewusstseinsräume umgibt, sie sozusagen trägt, unvergleichlich weiter reicht als die »handfesten« Inhalte. Wortlos, begrifflos reicht sie – sagen wir den viel missbrauchten Ausdruck – bis ins Unendliche.

Ich habe das Bewusstsein mit einem Haus verglichen. In manchem stimmt der Vergleich, in an-

dem nicht. Ich gebe einige Beispiele. Beide enthalten Räume, in jedem Bewusstsein und in vielen Häusern gibt es leer stehende Räume, in beiden kann man sich vom einen Raum in den andern begeben, Stimmung und Luft wechseln zwar von Raum zu Raum, aber nicht im gleichen Masse wie die Inhalte, wir bleiben durchschnittlich in verschiedenen Bewusstseinsräumen ungefähr gleich gestimmt, wir atmen durchschnittlich in verschiedenen Zimmern ungefähr die gleiche Luft. Himmelhoch jauchzend zu Tode betrübt, dicht neben einem frisch duftenden Zimmer ein von dicker stinkender Luft erfülltes – das sind schliesslich Ausnahmen. Es gibt noch mehr Gemeinsames.

Worin sind Bewusstsein und Häuser ungleich? In einem Haus, auch dem grössten, gibt es eine bestimmte, eine zählbare Anzahl von Räumen, im Bewusstsein gibt es das nicht. Die Räume eines Hauses sind durch feste Wände getrennt, solche Wände gibt es im Bewusstsein nicht (inwiefern man auch hier von Wänden sprechen kann, ist Sache der Psychologie). Begibt man sich in einem Haus von einem Raum in einen andern, so ist das immer mit einer gewissen Umständlichkeit verbunden (aufstehen, gehen, Tür öffnen), blitzschnell eilt man im Bewusstsein vom einen Raum in den andern, auch in den entferntesten. Im Haus verweilt man längere Zeit im selben Raum, längeres Verweilen im selben Bewusstseinsraum ist eher ein Ausnahmestadium, und es bedarf dazu einer gewissen Übung. Die Räume eines Hauses sind ausnahmslos überblickbar und messbar, die Räume des Bewusstseins sind weder überblickbar noch messbar. Es gibt noch mehr Nichtgemeinsames.

Ich gebe zu meiner zweiten Behauptung über.

Schauen wir genau in die Bewusstseinsräume, so finden wir, dass ihr ganzer und vielgestaltiger Inhalt nur aus Erinnerungen besteht. Mit andern Worten: Wir wissen nie, was wir denken, wir wissen bloss, was wir gedacht haben. Nur die Vergangenheit des Geistes ist uns bekannt, nie die Gegenwart, das Jetzt. Alles Leben, also auch das Bewusstsein, ist in ständiger Bewegung, also kann es in unserm Bewusstsein kein Jetzt geben. Das Jetzt liegt ausserhalb meines Bewusstseins und fällt zusammen mit dem, was ich eigentlich bin, somit Jetzt gleich Ich. Zur Erkenntnis des Jetzt müsste die Zeit still stehen. Die Welt ist uns nur als Erinnerung gegeben. Alle Bücher sind Erinnerungsbücher. Erinnerungen können aber, das weiss jeder aus seiner täglichen Erfahrung, täuschen.

Auch dieses Buch als ein Tagebuch ist ein Erinnerungsbuch, aber zum Unterschied von andern Tagebüchern kein chronologisch geordnetes – was es, streng genommen, gar nicht geben kann. Ich wandere durch meine Bewusstseinsräume und lese – selbstverständlich mit Auswahl – meine Erinnerungen in bunter Folge auf, die ich auf meinem Wege finde. Es werden mich – ich zweifle nicht daran – noch an andern Stellen meiner Wanderung Reflexionen über die Bewusstseinsräume und ihre Inhalte beschäftigen. Der freundliche Leser –

Sie sind doch freundlich? – nehme sie als Ergänzung zum Gesagten.

Noch zwei Bemerkungen, die für das ganze Buch gelten und an die der Leser immer wieder zurückdenken möge.

Es liegt mir gänzlich fern, das Bewusstseinsgeschehen in seiner Totalität wiedergeben zu wollen – ein artistisches Unternehmen, wofür mir der Sinn fehlt –, es kommt mir allein darauf an, die Dinge, die mir auf meiner Bewusstseinswanderung aufgefallen sind, aufzulesen und festzuhalten. (Da wir nicht wissen, wer wir sind, so hätte ich mich eigentlich anders ausdrücken sollen, etwa so: Es kommt mir allein darauf an, die Dinge, die dem unbekanntem Ich auf seiner Bewusstseinswanderung aufgefallen sind...) Diese Dinge sind in ihrer bunten Folge ein Gleichnis des wirklichen Bewusstseinsgeschehens, aber niemals dieses selbst. Darum ziehe ich vor, die Einzelheiten verständlich auszuführen, statt in einem wirren, sich überstürzenden Telegrammstil so zu tun, als sei das der wahre Bewusstseinsablauf. Er ist es bestimmt nicht, ist auch nur ein Gleichnis, aber ein verworrenes. Der Unterschied meines Buches von vielen andern Tagebüchern und Aphorismensammlungen ist also gering, liegt nur darin, dass ich mich als einen durch seine Bewusstseinsräume Wandern den fühle. Die beachtenswerten Dinge, die mir dabei auffallen und die ich auflese, werden gemeinhin Einfälle genannt, und manche glauben, sie kämen von »oben«, also zum Beispiel vom Himmel, dabei sind sie nur Entdeckungen in unserm Bewusstseinsräumen, immer schon da gewesen, in jedem Bewusstsein da, aber nicht entdeckt. Es muss freilich bedacht werden, dass unsere Bewusstseinsräume bis in unendliche Weiten reichen, in Weiten, wo sich unser Bewusstsein mit dem Bewusstsein auf andern Sternen verbindet.

Noch dies. Da ich keinen zusammenhängenden Roman schreiben, wo das Vorhergehende das Nachfolgende verpflichtet, und da ich nur – was ja selbstverständlich ist – mit Unterbrechungen, stundenlangen, tagelangen, wochenlangen, aufschreibe, was ich auf meiner Lebenswanderung, das heisst auf einem kleinen Ausschnitt dieser Wanderung – sie reicht vom ersten Schreib bis zum letzten Seufzer – durch meine Bewusstseinsräume da und dort finde und auflese, darf sich der Leser nicht verwundern, wenn ganz verschiedene, durch nichts verbundene Erinnerungen dicht aufeinander folgen, wenn auf einen ernsthaften Gedanken ein leichtfertiger, auf eine nachdenkliche Schilderung eine heitere oder gar groteske folgen. Ich lege keinen Wert darauf, ein schönes, ein stilvolles Buch zu schreiben.

Was ich bisher geschrieben habe, hat mich ziemlich angestrengt. Das mag daher kommen, dass meine Intelligenz meinen »Einfällen« zuweilen nicht gewachsen ist. Aber vielleicht liegt der Grund auch wo anders. Wie dem auch sei, ich habe jetzt das Bedürfnis, mich in einen Bewusstseinsraum zu begeben, der müheloser zu bewältigende Erinnerungen aufbewahrt.

IBM

Akademiker in der Datenverarbeitung

Um die Probleme der Unternehmungsführung und Rationalisierung, wie sie sich heute der schweizerischen Wirtschaft stellen, lösen zu können, ist die leitende Mitarbeit der besten Kräfte unseres Landes notwendig.

Wohl sind bereits zahlreiche Akademiker bei uns erfolgreich tätig. Wir können aber noch weitere

Ingenieure und Mathematiker

Betriebsingenieure und Betriebswirtschaftler

zu Spezialisten für Datenverarbeitung ausbilden und sie mit anspruchsvollen Aufgaben in Industrie, Handel und Verwaltung betrauen.

Für weitblickende Akademiker sind neben den vielseitigen Arbeitsbereichen, die weitgehend den persönlichen Neigungen und Fähigkeiten angepasst werden können, auch die bedeutenden Aufstiegsmöglichkeiten in den Berufen der Datenverarbeitung von grossem Interesse.

Die Personalabteilung der IBM, International Business Machines, Extension Suisse, Talstrasse 66, 8022 Zürich, Tel. (051) 35 88 10, erteilt Ihnen gerne nähere Auskunft über Arbeitsgebiete, Laufbahn und Anstellungsbedingungen.

International Business Machines - Extension Suisse
Zürich - Basel - Bern - Luzern - St. Gallen - Genève - Lausanne

Wie man ein Gesetz ausser Kraft setzt

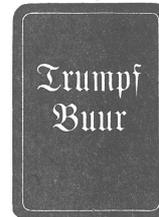
Die sogenannte soziale Krankenversicherung, die in der Schweiz durch die anerkannten Krankenkassen betrieben wird, ist ihrerseits »krank«. Sie krankt z. B. daran, dass sie staatliche Unterstützungen in Anspruch nimmt für Mitglieder, die durchaus in der Lage wären, die erforderlichen Prämien vollumfänglich selber zu bezahlen. Dafür hat sie für die wirklich Bedürftigen entsprechend weniger zur Verfügung. Sie krankt aber auch daran, dass sie für jedes Bobo bezahlt, hingegen Mühe hat, den Anforderungen gerecht zu werden, welche wirklich schwerwiegende Fälle mit hohen Behandlungskosten an die Krankenkassen stellen. Das zeigt sich unter anderem darin, dass einzelne Kassen immer wieder versuchen, kostspielige Krankheitsfälle zu lasten der Steuerzahler in die öffentlichen Spitäler abzuschieben, was gar nicht immer den Wünschen und den Bedürfnissen der Patienten entspricht. Jede Sanierung des Krankenkassenwesens sollte damit beginnen, dass man die Kosten für Bagatellfälle ganz oder teilweise den Patienten überbindet und diese verpflichtet, von jeder Behandlung einen Grundbetrag selbst zu bezahlen. Auf diese Weise wird erreicht, dass die Ärzte und die Krankenkassen nicht mit Kleinigkeiten und mit Bagatellfällen überfordert werden, die man ebensogut mit der Hausapotheke heilen kann. Das auf diese Weise ersparte Geld steht für die ernstlich Erkrankten zur Verfügung, die es auch wirklich nötig haben.

Erfreulicherweise fand dieser sehr soziale Gedanke im neuen Kranken- und Unfallversicherungsgesetz seinen Niederschlag in Art. 14bis. Er verpflichtet die Krankenkassen, den Versicherten einen »Selbstbehalt« und ausserdem, wenn sie volljährig sind, bei jedem Krankheitsfall einen Teilbetrag aufzuerlegen, der vom Bundesrat festgesetzt wird (Franchise). Um ausserordentlichen Verhältnissen in unserem mit über tausend verschiedenen Krankenkassen gesegneten Land gerecht werden zu können, gab der Gesetzgeber dem Bundesrat vertrauensvoll die Kompetenz, »Kassen, bei denen sich die Erhebung von Selbstbehalt und Franchise als nicht notwendig erweist, oder Versicherte, für die diese Massnahmen nicht zumutbar sind, ganz oder teilweise davon zu befreien«.

Soweit so gut. Aber der Gesetzgeber denkt, und die Verwaltung lenkt. Und ein, zwei, macht sie aus einer Ausnahmebestimmung die Regel; was hingegen nach dem Willen des Gesetzgebers das Hauptanliegen sein sollte, wird in die Ecke der Nebensächlichkeiten verwiesen.

Dem Gesetzgeber waren Selbstbehalt und Franchise zur Sanierung des Krankenkassenwesens eine dringende Forderung. Mit der Kombination von Franchise und Selbstbehalt sollte eine stärkere Belastung der Patienten in geringfügigen Fällen erreicht werden, um bei langdauernden Krankheiten um so wirkungsvoller helfen zu können. Nun haben der Bundesrat mit einer Ausführungsverordnung und das zuständige Bundesamt für Sozialversicherung durch ein »Zirkular« diese Zielsetzung weitgehend zunichte gemacht. Nach dem Wortlaut dieser Erlasse können eine grosse Zahl von Kassen die Befreiung von Selbstbehalt und Franchise verlangen. Sehr viele werden allein schon aus Konkurrenzgründen gezwungen sein, es auch zu tun.

Es ist nicht übertrieben, wenn man ein solches Vorgehen als Sabotierung eines von der Bundesversammlung beschlossenen Gesetzes bezeichnet. Wir haben hier ein weiteres Beispiel vor uns, welches zeigt, wie dringend notwendig es ist, dass die Bundesversammlung die ihr von der Verfassung befohlene »Oberaufsicht über die eidgenössische Verwaltung« viel energischer handhaben als bisher.



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

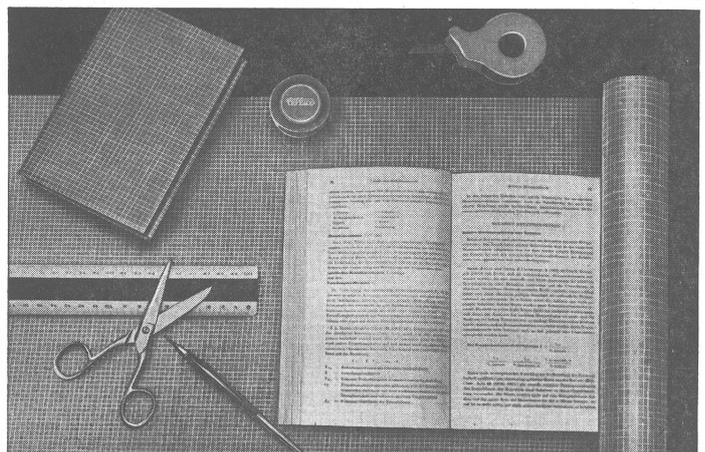
Welche der berühmtesten Filtermarken sollten Sie wählen?



In der KENT — mit dem MICRONITE FILTER! — finden Sie ein vollendetes Gleichgewicht zwischen Filterwirkung und mildem, auch Ihnen zusagendem Aroma.

Ein guter Rat: Rauchen Sie **KENT**

Feldmühle



Buchhüllen
und Klebebänder
in der Schule
und zu Hause
einfach
unentbehrlich

Feldmühle
ein Produkt der
Feldmühle A.G., Rorschach

Wo soll der Student von morgen studieren, wohnen, essen?

Wo soll der Uni-Student von morgen essen?

Das Projekt für eine definitive Mensa für die Uni-Studenten ist kaltgestellt worden. Dasselbe passierte auch schon mit dem ersten Projekt für eine provisorische Mensa der Studentenschaft der Uni. Nun hat Regierungsrat König vor kurzem auch das zweite Projekt der Studentenschaft als undurchführbar erklärt. – Im folgenden unsere Information und Stellungnahme zum neuesten Stand der Mensa-Frage sowie die Veröffentlichung und Beschreibung des zweiten Studentenschaft-Projektes für eine provisorische Mensa von ETH-Architekturprofessor Ronner.

Adieu mensa †

»Wo bleibt die Mensa?« fragten wir im Juli 1964 in einem Extrablatt des »Zürcher Studenten« und wir fragten auch: »Sind studentische Anliegen nur als Wahlschlagler gut?« »Wann wird endlich etwas getan für die Mensa der Universität?« Nachdem Erziehungsdirektor König kürzlich in einer Rede anlässlich der Herbstversammlung des Zürcher Hochschulvereins zur Mensafrage nur Negatives zu sagen wusste, stellen wir wieder dieselben Fragen. Was aber ist seit dem Juli 1964 in dieser Sache, bei der die Studentenschaft von Anfang an aktiv mitgearbeitet hat, gegangen, beziehungsweise nicht gegangen?

Zusammenfassung der Vorgeschichte

Ich rekapituliere zuerst die Ereignisse bis zum Erscheinen des Extrablatts, wo man eine ausführliche Darstellung lesen kann.

1962: Der Schlussbericht der Unibankkommission schildert die unhaltbaren Zustände in der Unibar, das Ungenügen der Verpflegungsmöglichkeiten für Studenten. Er erwähnt aber, dass im Rahmen der Gesamtplanung für die zukünftige Entwicklung der Universität unter der Terrasse an der Südwestfront des Hauptgebüdes, also im Dreieck Doktor-Faust-Gasse/Küstlergasse/Kollegiengebäude, eine definitive Mensa vorgesehen sei.

Mai 1963: Die regierungsrätliche Planungskommission genehmigt das Vorprojekt für dieses Definitivum. Ungefähr ein Jahr später wird das Ausführungsprojekt in Arbeit gegeben. Es sieht ein Restaurant mit 500 Plätzen in verschiedenen Räumen und mit einer vollausgebauten Küche vor. Minimalkosten: 3 Millionen. Frühester Termin für die Fertigstellung: 1967/68.

Sommer 1963: Der Präsident der Studentenschaft ergreift mit Unterstützung des Rektors, Prof. Hadorn, die Initiative für eine provisorische Mensa. Mit einem Architekten, ETH-Professor Ronner, und einem Restaurateur wird ein Projekt ausgearbeitet. Der Architekt verrechnet bloss seine Unkosten, arbeitet also ohne Bezahlung.

Februar 1964: Das Projekt, das verschiedenen Wünschen des kantonalen Hochbauamtes angepasst werden musste, ist baureif. Als Standort ist die sog. »Schanze« oberhalb des Reckberggartens, zwischen Physikgebäude und Bodmerhaus, vorgesehen. Die provisorische Mensa würde ebenfalls 500 Plätze enthalten. Baukosten: Nicht über 1,5 Millionen. Bauzeit: 6 bis 8 Monate.

Februar bis Juli 1964: Das Hochbauamt bringt neuerdings Einwände gegen das Projekt vor:

Es sei aus städtebaulichen Gründen nicht tragbar.

Es sei für ein Provisorium zu massiv und aufwendig konzipiert.

Obwohl diese Einwände von der Studentenschaft entkräftet werden können (siehe Extrablatt), erklärt der Erziehungsdirektor das Provisorium »Schanze« in einer Besprechung für einen »nur noch schwach zapplenden Sterbenden«, den er vor dem Gesamtregierungsrat nicht werde retten können. Vom Erziehungsdirektor werden drei Alternativen angeboten:

1. Anderer Standort für das Provisorium.

2. Umbau einer alten Villa an der Plattenstrasse 47 in ein Provisorium.

3. Ausstufung des Lichthofs im Hauptgebäude. Das Extrablatt erläutert die Unterlegenheit dieser Alternativen gegenüber dem Projekt »Schanze« und stellt fest: »Sollte das Provisorium »Schanze« abgelehnt werden, was von hoher und höchster Stelle als so gut wie sicher vorausgesetzt wird, so wären wir heute nicht weiter als vor zwei Jahren! Bloss dass die Planung des Definitivums einige Fortschritte gemacht hätte.«

Ein Projekt weniger und eines mehr

Was ist nun seither geschehen? Drei Hauptereignisse sind herauszuheben:

1. Die Alternative 3, »Ausstufung des Lichthofs«, ist ausgeführt worden. Der Regierungsrat und wir alle wissen aber, dass diese Lösung nicht brauchbar ist; die Stühle im Lichthof ersetzen keine Mensa, auch keine provisorische.

2. Der Regierungsrat lehnte das inzwischen fertiggestellte Projekt für das Definitivum ab. In der Zusammenfassung der bereits erwähnten Rede des Erziehungsdirektors heisst es im »Tages-Anzeiger« vom 25. Okt. dazu: »Wenig Glück hatte man mit dem Projekt einer neuen Mensa mit 500 Plätzen, die unterirdisch unter der Terrasse vor dem Haupteingang, längs der Künftlergasse gebaut werden sollte. Das 6,5 Millionen-Projekt wurde von der Regierung als zu teuer abgelehnt, da allein Verzinsung und Amortisation der reinen Baukosten einen jährlichen Betrag von 400 000 Franken erfordern würden.«

3. Dieser Entscheid bedeutete eine Aufwertung des Provisoriums. Die provisorische Mensa sollte nun nicht mehr nur die 3-5 Jahre bis zur Fertigstellung des Definitivums überbrücken, sondern ein »provisoire qui dure« für mindestens 10 Jahre und deshalb auch gleich leistungsfähig wie das Definitivum werden. Am 31. März dieses Jahres erteilte dann auch die Regierung an Architekt Prof. Ronner einen Planungsauftrag für ein neues, erweitertes und verbessertes Provisorium an einem neuen Standort: auf dem Platz zwischen Kollegiengebäude, Physiologischem Institut und Rämistrasse, also dort, wo sich heute der Versuchsgarten der Biologen, auch »Kraut-« oder »Gemüsegarten« genannt, befindet. Dieses Projekt wurde termingerecht am 31. Juli abgeliefert (Abbildung und Beschreibung untenstehend). Es sieht wie beim Provisorium »Schanze« eine Mensa ohne eigene Vollküche vor, ist aber darauf konzipiert, dass es qualitativ und quantitativ Gleichwertiges leistet wie das Definitivum, dass es also nicht nur als Not- und Übergangslösung zu dienen hat. Daraus erklärt sich, dass die Ausführung des neuen Projektes 2,5 Millionen kosten wird. – Nach ursprünglichem Zeitplan war vorgesehen, am 15. November mit dem Bau zu beginnen, d.h. auf dieses Datum die Ausführung zu beschliessen unter Vorbehalt der Kreditgenehmigung durch den Kantonsrat. Anfang Sommersemester 1966 wäre dann dieses »definitive Provisorium« fertig geworden.

Neue alte Einwände

Nun war aber von der Regierung nach der Ableferung des Projektes nichts mehr zu hören. Erst in den letzten Tagen wurden Einwände gegen dieses

Provisorium »Krautgarten« laut, ähnlich denjenigen gegen das Provisorium »Schanze« im Sommer 1964:

Im Bericht von der Rede des Erziehungsdirektors an der Herbstversammlung des Zürcher Hochschulvereins heisst es weiter: »Ein vorgeschlagenes Provisorium beim Haupteingang würde nach der Meinung des Erziehungsdirektors das repräsentative Bild der Universität auf Jahre hinaus untragbar beeinträchtigen: Ich würde mich schämen, wenn ausgerechnet in der heutigen Zeit solche Konzessionen gemacht werden müssten«, bekannte Dr. König.«

2. Gegenüber Studentenvertretern erklärte Dr. Seitz, Sekretär der Erziehungsdirektion, schwerer als ästhetische Bedenken wie die hohe Summe von 2½ Millionen. Eine Mensa für 2½ Millionen könne man schon nicht mehr Provisorium nennen.

Darauf haben wir folgendes zu sagen:

Zu 1.: Wer ist in Sachen Architektur, Aesthetik und Stadtverschönerung wohl zuständiger, der Erziehungsdirektor oder ein Architekturprofessor der ETH?

Zu 2.: In der langfristigen Gesamtplanung für den Ausbau der Universität ist der »Krautgarten« als Platz für Kollegiengebäude vorgesehen. Das Provisorium ist also ein Provisorium (im übrigen: Wird ein allfällig einmal verwirklichtes Kollegiengebäude auf diesem Platz das repräsentative Bild der Uni weniger verschandeln als eine Mensa?)

Zuerst stellt die Regierung an das Provisorium immer grössere Anforderungen; es soll schliesslich sogar das 6,5 Millionen teure Definitivum vorläufig vollwertig ersetzen. Hinterher erklärt sie dann, 2,5 Millionen seien zuviel.

Zu 3.: Zuerst stellt die Regierung den »Krautgarten« zur Verfügung, dann sagt Regierungsrat König vor dem Hochschulverein wieder, es gehe nicht. Im übrigen werden die Neubauten im Universitätsviertel (also auch ein Kollegiengebäude auf dem »Krautgarten«) erst nach der Ueberbauung des Strickhofs an die Reihe kommen, also in etwa 20 Jahren.

Wir können also diese Einwände nicht anerkennen.

Alternativen?

Man fragt sich vielleicht nun, ob es keine Alternativen gäbe, keine anderen Plätze in Hochschulnähe, die als Standort für eine Mensa in Frage kämen. In diesem Punkt (wenigstens dem einen) sind sich nun alle Beteiligten im klaren, nachdem schon so lange diskutiert, geplant, neu diskutiert und neu geplant wurde: es gibt keine Alternativen. (Von vollkommen unrealisierbaren, jedoch in Gerüchten vorkommenden wollen wir hier nicht sprechen, denn sie sind von keiner Seite her ernsthaft erwogen worden.) Wir stehen also vor der Situation, dass die zwei einzigen noch möglichen Vorschläge zu einer Mensa im Moment stark in Frage gestellt sind. Das Definitivum wurde von Regierungssseite als zu teuer empfunden (plötzlich, nachdem es von dieser Seite her lange zum Nachteil der Provisoren forciert wurde) und kaltgestellt, zum zweiten Provisorium äusserte sich Erziehungsdirektor König ebenfalls negativ.

Als einzige Möglichkeit, noch etwas zu retten, erwähnte Dr. Seitz eine Aenderung des Provisio-

rium-Projektes, die auf Einsparungen ausgehen müsste. Abgesehen davon, dass es den Anweisungen der Regierung selber widerspräche, wenn man nun wieder eine Festhütte für Massenabspiegelung plante, glauben wir nicht an den Erfolg einer solchen Umplanung. Ein billigeres Provisorium beseitigt weder die regierungsrätlichen Schamgefühle in bezug auf die Schönheit der architektonischen Szenerie noch die Bedenken gegen den Standort. Das Ergebnis wäre einfach, dass wieder ein Jahr mit Planung, Versprechungen und Leerlauf verstreichen würde. (Und dass nach diesem Jahr die Verteuerung im Baugewerbe wiederum so viel fortgeschritten wäre, dass die Einsparung sowieso zu nichte geworden wäre: man hätte zum selben Preis etwas Schlechteres zur späteren Zeit.)

Was kann nun noch geschehen?

Diese Nummer des »Zürcher Studenten« erscheint am Mittwoch, 10. November. Am Donnerstag, 11. November, werden die Architekten der beiden Projekte bei Regierungsrat König empfangen werden und eine Diskussion darüber, was nun zu geschehen habe, wird hoffentlich Klarheit bringen. Es gibt folgende Möglichkeiten: Ein Wiedererwägungsantrag des Rektors der Universität zum Definitivum-Projekt könnte angenommen werden (vielleicht sind das – sinnvolle oder sinnlose – Einsparungen möglich). Das Provisorium auf dem »Krautgarten« könnte trotz den zitierten Äusserungen von Erziehungsdirektor König (ohne die hier sicher kaum sinnvollen Einsparungen) angenommen werden.

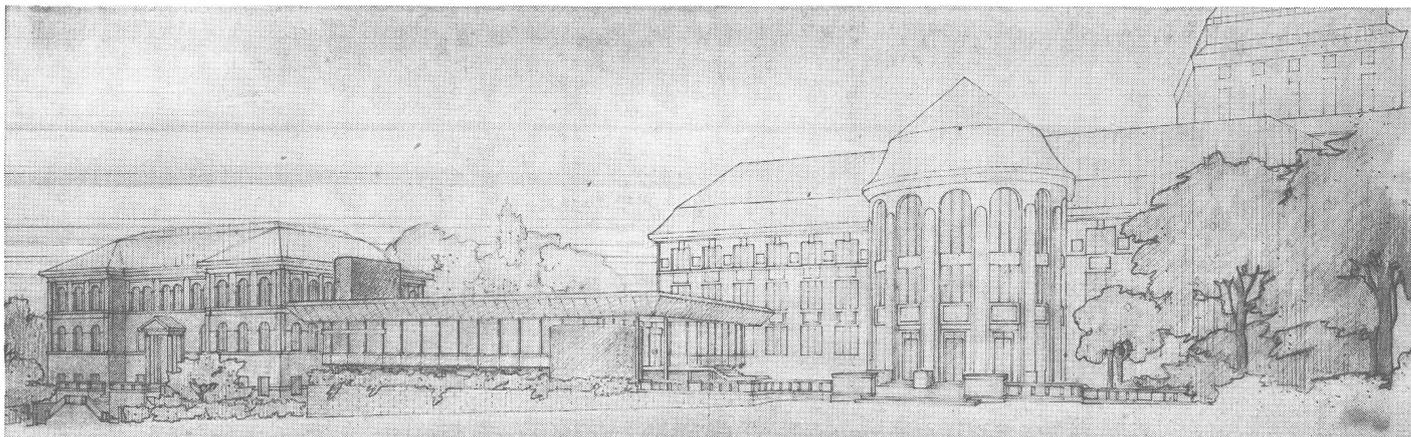
Falls keines dieser beiden heute noch einzig möglichen Projekte für eine Mensa nach dieser morgigen Sitzung vom Regierungsrat dem Kantonsrat zur Behandlung unterbreitet wird, können alle Uni-Studenten damit rechnen, noch auf Jahre hinaus nirgends eine Mensa vorzufinden. Die Situation wäre damit eine ähnliche, wie damals, als wir unser Extrablatt herausgaben, und wir werden das Recht haben, beispielsweise zu sagen: Zum zweitenmal legte die Studentenschaft mit ihrem Architekten der Regierung ein baureifes Projekt vor.

Zwei Monate Vorbereitungsarbeiten fehlten noch, und der Bau hätte beginnen können, zwei Monate, die zwischen dem 31. Juli und dem 15. November hätten liegen können. Zum zweitenmal aber machte die Regierung bei dem, was sie zu Beginn so schwarm unterstützt hat, nicht mehr mit, blies sie zum Rückzug, nachdem sie das selbständige Handeln der Studentenschaft so freudig applaudiert hatte. Worauf soll das hinaus? Was für eine Lösung schwebt dem Erziehungsdirektor eigentlich vor? Was strebt er an? Weshalb fördert er zuerst beide Provisorium-Projekte und lässt sie dann in den Papierkorb wandern?

Wir kennen des Rätsels Lösung nicht. Vielleicht ist es so, dass die Regierung einerseits keine Lust hat, diese Aufgabe zur Zeit überhaupt zu lösen, andererseits keinen Mut, das den Studenten ins Gesicht zu sagen. Jedenfalls beginnen wir daran zu zweifeln, dass es an höherer Stelle noch um die Sache geht. Hoffentlich kommt es (morgen) nicht wo weit.

Wir bitten Sie, Herr Erziehungsdirektor, um eine klare Auskunft: Sagen Sie nicht länger »Ja, ja« zu uns, sondern sagen Sie »Nein« oder lassen Sie bauen!

schf



Eusi Meinig

Wir gratulieren . . .

In diesen Spalten werden meist aktuelle Streitfragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens kritisch unter die Lupe genommen. Wir hätten auch für diesmal ein spannendes Thema: Wer wird sozialdemokratischer Stadtpräsidentenskandidat? Da man aber auch die Selbstironie übertreiben kann, halten wir uns an jene, die weiterhin auf ein Wunder glauben – das prompt nicht einzutreffen pflegt. Ausnahmsweise können wir also nicht der sozialdemokratischen Partei gratulieren.

Gratulieren können wir hingegen den Beauftragten der Studentenschaften beider Hochschulen, die für die Arbeit

der »WOKO« und den gelungenen Versuch durch eine Sozialumfrage gesicherte Grundlagen für eine zweckmässige Gestaltung und Verwaltung der kommenden Studentensiedlung auf dem Höggerberg zu erhalten.

Das Bestreben studentischer Organisationen, bei der Lösung sozialer Probleme und bei der Ueberwindung der Bildungskrise unseres Landes selber Hand anzulegen und wesentliche Beiträge zur Erarbeitung neuer Konzeptionen zu leisten, geniesst unsere volle Sympathie.

Damit beginnt für die Studentenschaften ein Engagement, das bisher in un-

serem Lande sehr stark gefehlt hat. Fast alle wesentlichen Diskussionen über unsere Hochschulen, den Ausbau der Universität, die Ueberwindung der studentischen Wohnungssorgen etc. wurden ohne den direkt interessierten Partner geführt. Wenn das sich nun ändern sollte, so werden alle Beteiligten dafür dankbar sein.

Mit der Gratulation ist es aber nicht getan. Die Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich ist entschlossen, mitzuhelfen, dass das Projekt Höggerberg so rasch als möglich realisiert wird und dass die Studentensiedlung eine »Sozialverfassung« erhält, die den durch die Sozialumfrage erforschten Verhaltensweisen und Bedürfnissen entspricht. In diesen Dingen kann man sich auf die Sozialdemokraten verlassen.

Wir laden ein . . .

Die Studiengruppe Bildung und Erziehung der Albert-Steck-Gesellschaft arbeitet an einer systematischen Analyse des schweizerischen Schul- und Bildungssystems aller Stufen. Anschliessend wird sie Vorschläge zuhanden der Öffentlichkeit über eine zukunfts-gerechte Reform ausarbeiten. Die Gruppe besteht aus Professoren, Lehrern aller Stufen, Studenten und Schulpolitikern. Für einige Studenten, die an der Gestaltung unserer Bildungspolitik mitwirken wollen, besteht die Möglichkeit der Mitarbeit. Anmeldungen nimmt der Präsident der Studiengruppe, Dr. A. Leuzinger, Rainstr., Zumikon, Telefon 90 30 10, oder das Sekretariat der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich, Engelstrasse 64, 8004 Zürich, Tel. 23 71 70, entgegen.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich



Diese Schlüssel

öffnen den Zugang
zur Lösung von Finanzproblemen

Der SCHWEIZERISCHE BANKVEREIN stellt Ihnen aber auch den Schlüssel zur »Bank-sprache« zur Verfügung.

»Das Bank-Fachwort

und verwandte Begriffe allgemein verständlich«

heisst eine von uns herausgegebene Broschüre, die Sie mittels des untenstehenden Gutscheines bei jeder Niederlassung unserer Bank kostenlos beziehen können.

Schweizerischer Bankverein

Zürich

am Paradeplatz



----- Hier abtrennen -----

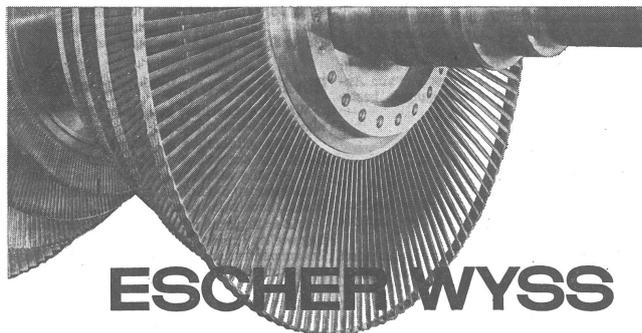
Gutschein

für 1 Exemplar unserer Broschüre **Das Bank-Fachwort**

Name:

Adresse:

Bitte als Drucksache einsenden an Schweiz. Bankverein, 8022 Zürich



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Die Zentralstelle ist Dein Laden

Kunstdrucke

Schallplatten

med. Instrumente

Tonbänder

antiquarische Bücher

Papeteriewaren

findest Du dort zu studentischen Preisen

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT

Künstlergasse 15

Haus der Uni-Kasse

2 Farben

...sind praktisch!

Probieren Sie den neuen
2-Farben-Kugelschreiber*bicolor 48*mit der eingebauten
ZuverlässigkeitVersilbert
oder verchromt Fr. 12.50
Gold-plattiert Fr. 22.50

CARAN D'ACHE

Schweizer Präzision

Bemerkungen zum Projekt Mensa – Krautgarten

ETH-Professor Heinz Ronner hat das Projekt in der abgebildeten Form am 31. Juli dem Kanton abgeliefert. Werkpläne und mit den Unternehmen bereinigte Submissionen liegen vor. Ein genauer Zeitplan über den gesamten Bauvorgang ist ausgearbeitet. Die Kantine hätte – bei Verabschiedung der Vorlage durch den Kantonsrat bis zum 15. November – zu Beginn des Sommersemesters 66 in Betrieb genommen werden können, 2,5 Millionen würde dies bei sofortigem Baubeginn kosten.

Die Anlage ist zweigeschossig:
Das Untergeschoss ist von der Schönberggasse ebenerdig erschlossen. In der mittleren Zone finden wir einen Servicetrakt mit allen Anlagen und Räumen, die zur Speiseaufbereitung notwendig sind; angelieferte Normschalenportionen gelangen direkt in die Kühlräume und werden nach Bedarf fertiggekocht, aufgewärmt oder angerichtet. Ferner ist hier Platz für 15 Autoparkplätze wie auch für Motos und Fahrräder.

Das Obergeschoss erreicht man vom Vorplatz zum Universitätshauptgebäude über eine Freitreppe. Es ist ein Mehrzweckraum, der durch seine drei plastischen Ordnungselemente (Fertigküchen-

trakt, Kioske, Garderoben und WC) in seine typischen Gebrauchszonen unterteilt wird.

Der konstruktive Aufbau besteht aus Hülle und Kern.

Die Hülle ist ein streng modular aufgebauter, auf Stützen stehender Mehrzweckraum. Er besteht aus drei in bezug auf die Ausführung autonomen Systemen:

Primäres Tragsystem aus normalisierten, vora-brizierten Betonteilen.

Dachsystem aus räumlichem Fachwerk.

Fassadensystem aus Profilrahmen, Maschinen-glas und Kunststoff-Klemmprofilen.

Der Kern ist in konventioneller Leichtbau-methode zu erstellen und erfüllt zwei Aufgaben:

Aufnahme der zum speziellen Gebrauch notwendigen Einrichtungen.

Räumliche Gliederung des undifferenzierten Mehrzweckraumes.

Ein Abbruch der gesamten Anlage ermöglicht die weitgehende Wiederverwendung ihrer Teile.

Eine Betrachtung des Mehrzweckraumes zeigt die angestrebte Verpflegungskonzeption:

Selbstbedienungsmensa, vom Verkehr abge-wandt im Süden. Als zusammenhängendes Ganzes,

in der Bewegung überblickbar, wird der Raum durch bewegliche hölzerne Trennwände in intimerer, ruhiger Bezirke unterteilt. 216 Sitzplätze, 36 Stehtischplätze. Die Menuelemente sind in ge-normten Portionenschalen angerichtet: 18 kalte und 10 warme Positionen. Getränke in Gläser vor-abgefüllt, kein Kaffeeausschank. Die Selbstbedie-nungsmensa wird nur während der üblichen Es-senszeiten betrieben.

Fingerbar und Kafi sind nach der belebten Räm-strasse orientiert. Ein langgestreckter, engbestuhl-ter Raum, wo viel passieren kann. 99 Barplätze und 61 Tischplätze. 6 Bars werden durch je eine Bedienungsperson versorgt. Das Angebot besteht aus A-la-carte-Positionen mit durchgehendem warmem Service. Getränke in Flaschen, Kaffee-betrieb.

Kiosk und Stehtische bilden in der Nordwest-ecke eine Imbissecke mit gutem Ueberblick über den Kantinen- und Uni-Eingang – ein idealer Treffpunkt. 48 Stehtischplätze. Betrieb und Ange-bot vergleichbar mit Bahnhofskiosk. Wegver-packungen und Wegwerfgeschirr. Verkauf über die Gasse. Durchgehender Kaffeebetrieb.

Diese Dreiteilung deckt den charakteristischen Nachfragebereich des Studenten:

Extrem billige und schnelle Verpflegung oder Einkauf einfacher Nahrungsmittel.

Der gewohnte Mensabetrieb
Ein moderner, unserer Zeit angepasster Restau-rationsbetrieb.

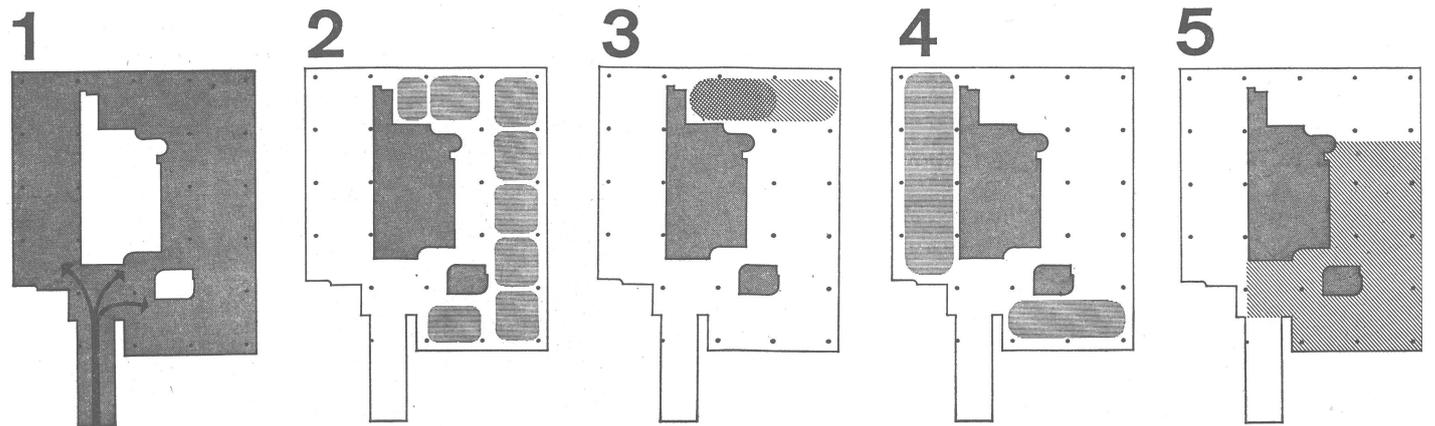
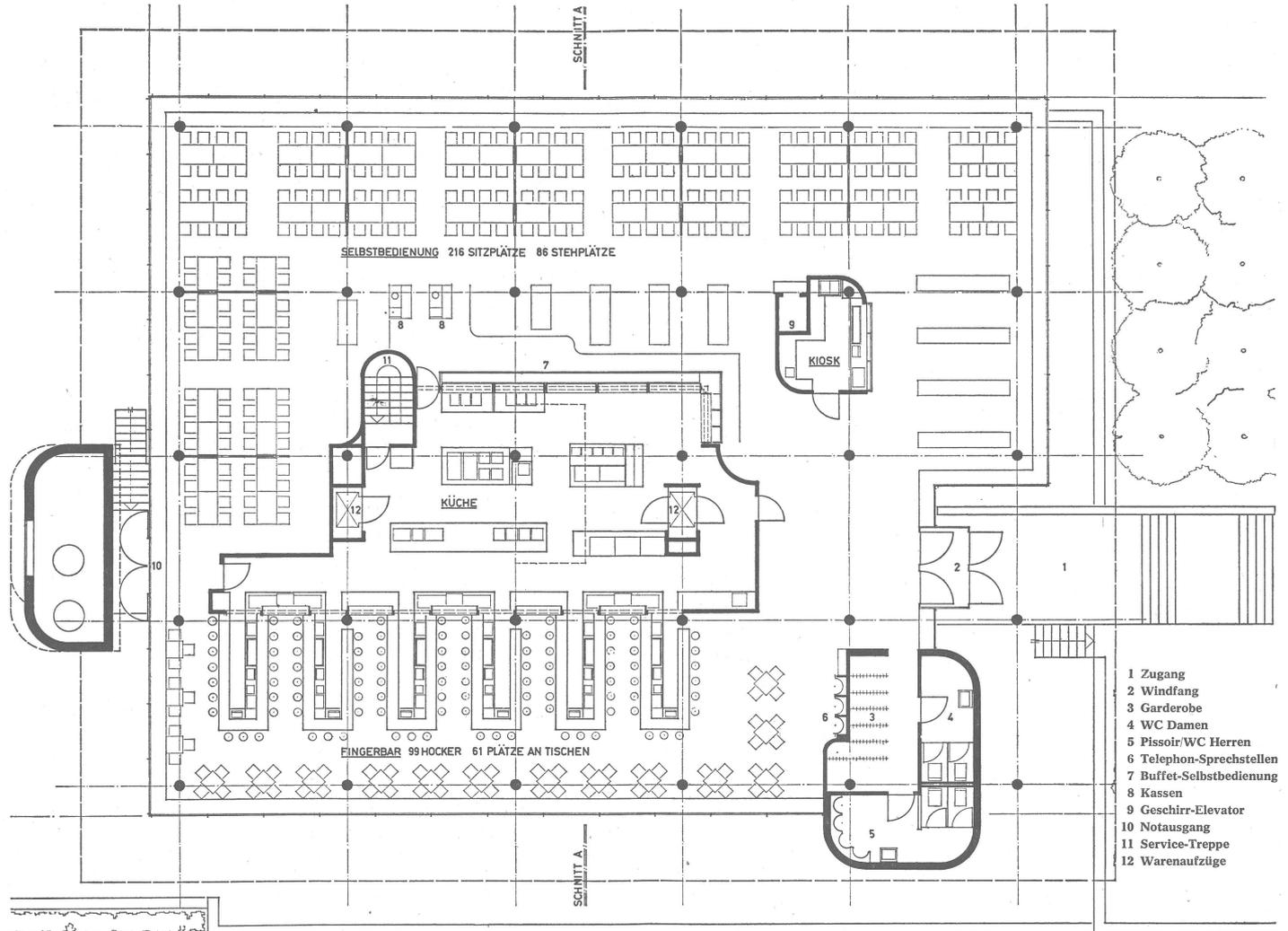
Der südliche Teil der Selbstbedienungsmensa ist durch Umstellen der hölzernen Trennwände leicht in einen kleineren oder grösseren separaten Essaal zu verwandeln, der bei speziellen studentischen Anlässen von der Küche her separat bedient werden kann.

Ausserhalb der normalen Essenszeiten wird die Selbstbedienungsmensa durch einfache Massnah-men abgetrennt. Nur Kiosk, Fingerbar und Kafi bleiben in Betrieb.

Durch Aufstapeln des Mobiliars im südlichen Teil der Selbstbedienungsmensa entsteht um den verschliessbaren Kiosk herum ein freier Raum für Ausstellungen und andere studentische Aktivitäten während der Ferien. Fingerbar und Kafi sind durchgehend auch Samstag und Sonntag sowie während der Ferien geöffnet.

Der Restaurateur muss sich verpflichten, ein Maximum an Speisequalität und grosse Portionen zu einem möglichst niedrigen Preis anzubieten.

Die bisher primär in Frage kommenden ge-meinnützigen Organisationen können einen Kantinenbetrieb nur unter der Voraussetzung



Grundriss des Obergeschosses und Skizzen zu Gebrauchsvarianten

Die Zeitungsleser werden anspruchsvoller und kritischer. Sehr gut. Der Tages-Anzeiger kann sich darüber nur freuen. Denn es liegt ihm daran, hohe Ansprüche zu befriedigen.

Was verlangt der anspruchsvolle Leser von einer Tageszeitung? Er will ein Blatt, das ihn rasch, umfassend und objektiv über die Vorgänge in unserem Land und über die Ereignisse in der Welt informiert. Genügt das? Es genügt nicht. Er will darüber hinaus ein Blatt, das bei aller Objektivität deutlich Farbe bekundet und gegebenenfalls kritisch Stellung bezieht – unabhängig von Parteien, Verbänden und sonstigen Interessengruppen. Kurzum, er will eine

moderne, aufgeschlossene, verantwortungsvolle Zeitung. Eine Zeitung obendrein, die klar gegliedert und verständlich geschrieben ist (denn man möchte ja schliesslich finden, was man sucht, und Abhandlungen in hochgestochener Fachsprache sind nicht jedermanns Sache). Wenn Sie solche Anforderungen an ein Blatt stellen, dann ist der Tages-Anzeiger die richtige Zeitung für Sie. Mit seinen über 165 000 Exemplaren hat

er die höchste Auflage aller schweizerischen Tageszeitungen; er wird täglich von mehr als 400 000 Menschen gelesen, und ihre Zahl steigt dauernd. Kommt das von ungefähr? Natürlich nicht. Der Tages-Anzeiger ist die Zeitung für Leute von heute. Überzeugen Sie sich selbst!

Ich wünsche den Tages-Anzeiger während 10 Tagen gratis ins Haus geliefert

Name:
Vorname:
Strasse:
PLZ + Ort:

Senden Sie diesen Bon an:
Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich

Tages-Anzeiger

Objektiv

6 Menus gratis . . .
in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. (Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung). Tellerservice ab Fr. 2.20



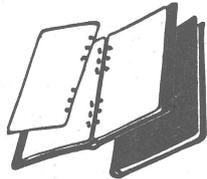
Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei)

Zürich
Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität **ETH**
Handelschule Arztgehilfinnenschule



BIELLA
Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telephon 47 64 59
A. Ruedlinger

TABAK
Schramli
das alte gute Spezialgeschäft
beim Poly

BÜCHER
für Ihr Studium aus allen Wissensgebieten



Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler die ausführlichen Verzeichnisse

VANDENHOECK + RUPRECHT, GÖTTINGEN + ZÜRICH
Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

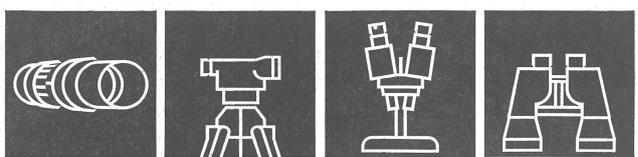


Apothek Oberstrab Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißezeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive




Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik und Optik

übernehmen, dass ihnen eine Vollküche zur Verfügung gestellt wird (Variante des vorliegenden Projektes mit Vollküche 3,2 Mio. Fr.). Das ausgearbeitete Projekt basiert auf der Zusammenarbeit von Kanton und einem Restaurationsbetrieb mit eigener Küche, bei dem eine Aufbereitungsanlage im Untergeschoss genügt.

Täglich sollen mindestens 3600 Besucher versorgt werden können, d. h. ungefähr 1000 Frühstücke, 3000 Mittagessen, 1800 Abendessen. Diese Leistung muss über 10-20 Jahre (also nicht nur über 3-5 Jahre, wie anfänglich angenommen) erbracht werden können. Eine ganze Generation von Studenten gilt es zu verpflegen.

Ein solcher Betrieb kann nicht eigentlich auf provisorischer Basis ausgelegt werden. Apparate und Betriebsanrichtungen, Ventilation, Heizung, Bodenbeläge, Mobiliar - alles wird billig und zweckmässig, aber auf eine Lebensdauer von min. 10, max. 20 Jahre, d. h. für 7-14 Mio. Besucher hin bemessen sein müssen.

Die Fachleute für Ernährung und Bau, die für dieses Projekt verantwortlich zeichnen, sind der Überzeugung, dass das erarbeitete Projekt eine Lösung in ernährungstechnischer, sozialer, bau-

technischer und ökonomischer Hinsicht ist, die als mustergeräufig bezeichnet werden kann. Die Anlage ist in extrem sparsamer Weise geplant. Jeder Abstrich bedeutet eine Verminderung der Leistungsfähigkeit und somit auf dem Umweg über Unterhalt, Reparatur oder nachträgliche Ausführung unweigerlich ein schlechtes Geschäft. Wollte man es billiger haben, müssten sicher gleich nach Fertigstellung noch teurere Ausbauten vorgenommen werden.

Die Vorteile des Projektes auf den Krautgarten sind:

1. Es ist haureif. Es hätte anfangs Sommersemester 66 in Betrieb sein können.
2. Eine zeitgemässe Lösung des Restaurationsbetriebes - Selbstbedienung, Fingerbar und Kiosk - deckt den charakteristischen Nachfragebereich des Studenten hinreichend.
3. In bezug auf Leistung ersetzt es das Definitivum vollwertig. (In bezug auf Arbeitsablauf und Organisation dürfte es diesem überlegen sein.)

Ist ein neuer Standort sinnvoll?

Im Bereich der Universität lässt sich kein besserer Standort finden. Nur die Schönbergstrasse als Sackgasse ermöglicht eine einwandfreie Anliefe-

rung. Die Terrasse unterhalb der Uni und Beschaffenheit und Gebrauch der Künstlergasse verunmöglichen das Anliefern. Der jetzige Standort ist der einzig überhaupt mögliche. Ästhetische Einwände haben an jedem vorstellbaren Standort bei der Qualität des vorliegenden Projektes etwas Lächerliches an sich.

Sind Abstriche von der bestehenden Lösung sinnvoll?

Man hört, dass der Kanton eine Verbilligung des vorliegenden Projektes wünscht. Vertreter der Studentenschaft der Uni sollen den Verzicht auf Fingerbar und Kafi vorgeschlagen haben. Der Ersatz der Fingerbar durch Selbstbedienung und Wegfall des Kioskes bringt jedoch höchstens 130 000 Fr. an Einsparungen. Allerdings nur scheinbar, denn die Folgen eines solchen Abstriches wären:

Durchgehender Festhüttenbetrieb mit Massenabspiesung. Vertreter des Schulrates kamen nach ausgedehnten Studienreisen zur Überzeugung, dass nur eine Mischung der verschiedenen Restaurationsarten genügt wie beim vorliegenden Projekt.

Leistungsverminderung, weil die Fingerbar leistungsfähiger als die Selbstbedienung ist (siehe Silberkugel-Restaurants).

Verzicht auf Kaffee und kleine Imbisse. Da sich das studentische Leben nicht immer an die Hauptessenszeiten hält, kann man dies sicher nicht entbehren. Eine Selbstbedienungsmensa mit Hauptessenszeiten ist zwar notwendig, aber sicher nicht hinreichend.

Durch einen Abstrich muss neu geplant werden. Ein halbes Jahr könnte verlorengehen. Das Ansteigen des Baukostenindex sorgt in dieser Zeit dafür, dass ein revidiertes Projekt ohne Fingerbar und Kiosk dann teurer zu stehen käme, als wenn das vorliegende Projekt jetzt sofort realisiert würde.

Abstriche sind also unsinnig und werden das Projekt höchstens verteuern.

Ist es sinnvoll, dass so viele Fachleute eine minimale, aber optimale Lösung erarbeiten und dann durch Philologen und Politiker eines Besseren belehrt werden?

Übrigens: Statistiken der Sozialumfrage über die Essgewohnheiten lassen den Schluss zu, dass nur Provisorium und Definitivum zusammen der Nachfrage genügen können.

Aus was für schlechten Gründen wird also verhandelt statt gebaut?

Wo soll der ETH-Student von morgen studieren?

Die Eidg. Räte haben für den ETH-Ausbau einen Kredit von 444 Mio. Franken gewährt. Was damit passiert, hat der verstorbene Präsident des schweizerischen Schulrates, Prof. Pallmann, an einer Pressekonferenz erklärt.

10 000 Studierende an der ETH

Pressekonferenz des Schweiz. Schulrates zum 444-Millionen-Kredit

I. Die Fakten sind bekannt: Mit Botschaft des Bundesrates vom 9. Juli 1965 wurden die eidgenössischen Räte ersucht, für den Ausbau der ETH und der mit ihr verbundenen Anstalten Objekt- und Zusatzkredite im Gesamtbetrag von 444 000 000 Fr. zu bewilligen, was in der Folge auch geschehen ist (und sofort von welscher Seite her mit Unkenrufen bedacht worden ist). Obwohl die Tagespresse über die Pressekonferenz und deren Gegenstand eingehend berichtet hat, sollen hier in Kürze die einzelnen Projekte auch noch erwähnt werden, nachdem der «Zürcher student» zur Pressekonferenz eingeladen worden war.

II. Die ETH als solche umfasst 13 Abteilungen mit rund 60 Instituten und 166 Lehrstühlen. Ausserdem sind aber noch mit ihr verbunden:

- 1) die Eidg. Materialprüfungs- und Versuchsanstalt für Industrie, Bauwesen und Gewerbe, EMPA, Dübendorf.
- 2) die Eidg. Anstalt für das forstliche Versuchswesen, EAFV, Birmensdorf-Uetikon.
- 3) Versuchsanstalt für Wasserbau und Erdbau, VAWE.
- 4) Eidg. Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz, EAWAG, Dübendorf.
- 5) Fernheizkraftwerk, FHK.
- 6) Institut für Wirtschaftsforschung (mitbetrieben von der Gesellschaft zur Förderung der Konjunkturforschung).
- 7) Abteilung für betriebswissenschaftliche Forschung und Beratung, ABWI.
- 8) Abteilung für industrielle Forschung, AFIF.
- 9) Geobotanisches Institut.
- 10) Eidg. Institut für Reaktorforschung (vormals Reaktor AG).

III. Für den Ausbau der ETH und ihrer Anstalten gelten im wesentlichen folgende Richtlinien:

- 1) Die Gesamtzahl der Studierenden soll 8000 nicht überschreiten, damit noch 2000 Plätze für Studierende des 3. Zyklus zur Verfügung stehen. Der Prozentsatz der Ausländer wird mit 15 bis 20 vorgemerkt.
- 2) die Lehr- und Forschungsinstitute der ETH kennen nur zwei Standorte: das ETH-Zentrum und die Aussenstation Hönningerberg (46 ha). (Eine Totalverlegung der ETH in ländliche Gegend kostete 2 bis 3 Milliarden Franken, ohne Logierung der Studenten und des Lehr- und Forschungspersonals).
- 3) EMPA, EAFV, EAWAG und VAWE werden, da ihnen keine Unterrichtsaufgaben zufallen, in die Umgebung Zürichs verlegt.
- 4) Die ETH-Aussenstation Hönningerberg wird aufnehmen: Physik samt Institut für Molekularbiologie und Biophysik; Architektur, Forstwirtschaft, Landwirtschaft sowie die Biologie-Institute der Abt. für Naturwissenschaften. Gegenwärtig werden die Physik-Institute auf den Hönningerberg verlegt. Die Verlegung der anderen genannten Abteilungen und Institute wird Gegenstand späterer bundesrätlicher Botschaften sein (Jahre 1970-1985).

Alle übrigen Abteilungen und Institute, sofern nicht fachverwandt mit den genannten, bleiben im ETH-Zentrum, ebenso die Graphische Sammlung, die Verwaltung und die Dienstwohnungen (für den Hönningerberg werden an Ort eigene Dienstwohnungen errichtet).

5) Auf dem Hönningerberg wird eine studentische Wohnsiedlung mit 800 bis 1000 Betten erstellt werden.

IV. Gemäss diesen Richtlinien umfasst die bundesrätliche Botschaft vom 9. Juli 1965 folgende Bauvorhaben:

- 1) Ausbau des ETH-Hauptgebäudes durch den Ausbau der beiden offenen Lichthöfe und des Dachgeschosses zur Schaffung von acht neuen Auditorien mit zusammen 3000 Plätzen, zur räumlichen Verdoppelung der Hauptbibliothek und zur Ver-

größerung der Mensa auf 300 Plätze. Objektkredit 51 873 000 Fr.

2) Erweiterungsbau des Maschinenlaboratoriums (zweifloorschichtig mit 5 Untergeschossen). Die bisherige Nutzfläche des Maschinenlaboratoriums wird damit um 62% vergrößert. Objektkredit 32 228 000 Fr.

3) Ausbau und Aufstockung des Naturwissenschaftlichen Gebäudes inkl. räumlicher Nutzung des grossen, gedeckten Lichthofes. Vergrößerung der Netto-Nutzfläche um 47%. Objektkredit 22 594 000 Fr.

4) Neubauten der EAWAG in Dübendorf, anstossend an die EMPA. Objektkredit 22 655 000 Fr.

5) Erstellung und Ausrüstung des sog. Feuerhauses der EMPA Dübendorf (zur Prüfung von Bauelementen, Werkteilen usw. im Feuer). Objektkredit 2 650 000 Fr.

6) Erstellung der Physikinststitute samt Hilfsbetrieben in der Aussenstation Hönningerberg. Die Aussenstation wird folgende Anlagen umfassen:

- a. Physikinstitut mit Laboratorium für Kernphysik, Laboratorium für Festkörperphysik inkl. Tieftemperaturphysik.
- b. Institut für technische Physik inkl. Abteilung für industrielle Forschung.
- c. Institut für Geophysik und Atmosphärenphysik.
- d. Institut für Molekularbiologie und Biophysik.
- e. Physikzentralgebäude mit Bibliothek.
- f. ein grosses und ein kleines Hörsaalgebäude mit Studentenrestaurant.
- g. Praktikumsgebäude
- h. Dienstwohnungen
- i. Zentralwerkstätte
- k. Energiezentrale

Die Aussenstation Hönningerberg ist so geplant, dass sie später um max. 100% erweitert werden kann. Objektkredit 217 517 000 Fr.

7) Bau einer Forschungsanlage für Kernphysik mit einem Beschleuniger hoher Intensität für Protonen von 500 Millionen Elektronenvolt in Villigen AG, unmittelbar neben dem Eidg. Institut für Reaktorforschung, Würenlingen.

Es handelt sich dabei um eine *gesamtschweizerische Anlage*, die allen schweizerischen Hochschulen zu gleichen Teilen zur Verfügung stehen wird. Objektkredit 92 500 000 Fr.

8) Erweiterung des Versuchsanlagen des Instituts für Reaktorforschung Würenlingen (Erweiterung des sog. Diorit-Gebäudes). Objektkredit 1 983 000 Fr.

V. So weit Zahlen und Fakten. Anhand der Abbildungen kann sich jeder Leser über Einzelheiten einiger der genannten Projekte orientieren. An der Pressekonferenz selbst wurden den Anwesenden alle Projekte anhand zahlreicher Diapositive und Schemata erläutert. Anschliessend sahen sich die aus der ganzen Schweiz zusammengekommenen Pressevertreter noch einmal die «harten Wirklichkeiten» an, vorerst auf einem Rundgang durch das ETH-Zentrum, dann anlässlich einer Besichtigung der EMPA und des Geländes für die EAWAG. Schliesslich (nach dem Mittagessen) erfolgte die Dislokation auf die Grossbaustelle Hönningerberg, wo immerhin das Gebäude für Kernphysik erstellt und dem Betrieb bereits übergeben worden ist. Die Erläuterungen dazu gaben Architekt Prof. A. H. Steiner resp. Prof. P. Marmier; im ETH-Zentrum hatten Schulratspräsident H. Pallmann und Bausinspektor H. U. Hanhart referiert, in Dübendorf Bausinspektor Hanhart und Prof. O. Jaag.

Schulratspräsident Pallmann betonte nachdrücklich, dass »in den aller nächsten Jahren für den Vollausbau der Bundeshochschule weitere 550 Millionen Franken anzubehalten seien. Mit dem heutigen Kredit macht das zusammen eine runde Milliarde. Die beschränkte Aufnahmekapazität der Bauindustrie und des Gewerbes wird jedoch die schnelle Verwirklichung des Ausbaus verhindern, so dass für die Ausführung der Projekte gut und gern zehn Jahre benötigt werden. Somit müssten

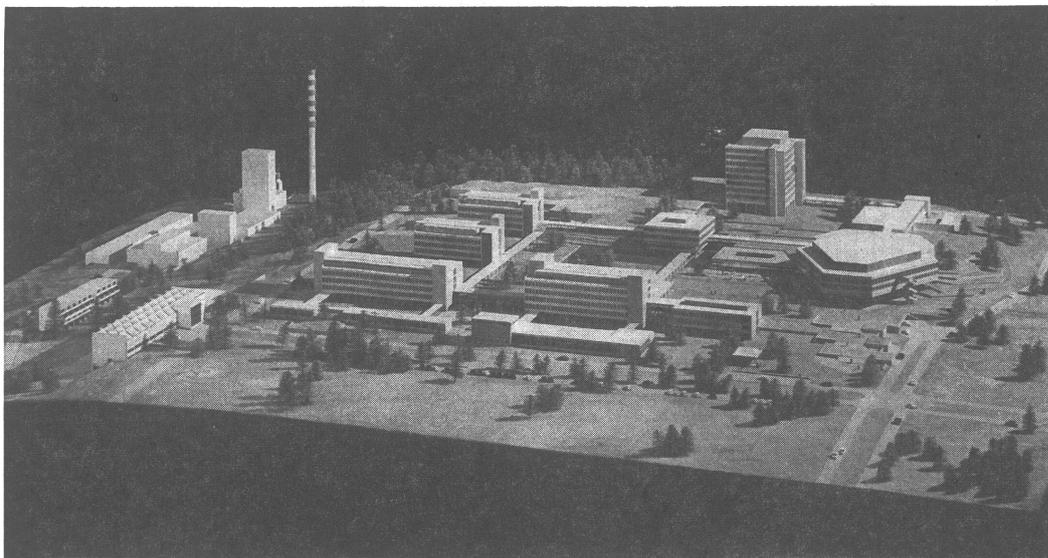
pro Baujahr rund 100 Millionen Franken aufgebracht werden. Die Gesamtsumme der Kredite für den Ausbau der ETH liegt übrigens »durchaus im Schätzungsrahmen der Kommission Labhardt. Diese rechnet für die Jahre 1965-1975 für alle Hochschulen der Schweiz mit einem totalen Bauaufwand von 3454 bis 3874 Millionen Franken. Die Milliarde für die ETH macht demnach von dieser Summe rund 26 bis 29% aus.

Prof. Pallmann setzte ferner den Gesamtbetrag des ETH-Ausbaus in Relation zu den Ausgaben des Bundes und stellte fest, dass der Sektor Kultur, Unterricht und Forschung nur 3,6% der Bundesausgaben oder 176 Millionen Franken (Jahr 1964) beansprucht. Davon fielen 1964 für die ETH 74,6 Millionen oder 1,5% der Bundesausgaben ab. (Zur Orientierung: Landesverteidigung 1466 Mio. = 30,2%, Verkehr 895 Mio. = 18,4%, soziale Wohlfahrt 647 Mio. = 13,3%, Land- und Forstwirtschaft 482 Mio. = 9,9% usw.) Für das Hochschulwesen der Schweiz müssen in den nächsten Jahren gewaltige Mittel mobilisiert werden. Prof. Pallmann unterstrich, man müsse sich bewusst sein, dass die schweizerische Wirtschaft diese Mittel erst erarbeiten müsse, daher sollen sie möglichst rationell eingesetzt werden. Man solle deshalb vom Schlagwort »unaufholbarer Rückstand nicht hypnotisch geblendet werden und nicht bei jeder Neuerung in Forschung und Hochschulbetrieb mittun wollen. Es gelte, innert nützlicher Frist zu guten Konzeptionen zu gelangen und mit Energie das für schweizerische Verhältnisse gut befundene und tragbare zu realisieren, ohne immer auf noch Besseres und Grösseres zu warten.

Damit war eine instruktive, abwechslungsreiche Pressekonferenz zu Ende gegangen. Die ETH kann sich freuen: sie erhält einen modernen, grosszügigen Ausbau.

Was einen jetzt noch wundert: Ob der Ausbau der ETH oder die Ueberbauung des Strickhof-Areals für die Schwesterhochschule zuerst beendet sein wird.

Conrad Lerch



Modellaufnahme der Aussenstation Hönningerberg (Blickrichtung nach NW). Ganz rechts die Einfahrt in die unterirdische Garage. Darüber das sechseckige grosse Hörsaalgebäude, dahinter anschliessend das kleine Hörsaal- und Verwaltungsgebäude mit Verbindung zum Praktikumsgebäude (Hochhaus). Vor dem Praktikumsgebäude Zentralgebäude und Studentenrestaurant. Der grosse Block in der Bildmitte enthält die Abteilung für industrielle Forschung (AFIF), rechts davon das Gebäude der technischen Physik. Die drei Blöcke links neben dem AFIF beherbergen (von vorne nach hinten): Festkörperphysik, Molekularbiologie und Kernphysik (dieses Gebäude ist in Betrieb). Diesen Blöcken sind die flach gehaltenen Hilfsbetriebe vorgelagert. Ganz links die Zentralwerkstätte und die Dienstwohnungen, links hinten (mit dem markanten Hochkamin) die Energiezentrale.

Wo sollen die Studenten von morgen wohnen?

Am 27. Oktober veranstaltete der VSETH-Vorstand eine Pressekonferenz, in welcher die Resultate der Sozialumfrage bekanntgegeben wurden und auf die Wohnprobleme der Studenten eingegangen wurde. Die WOKO (Wohnbaukommission) berichtete über ihre Sorgen. Wir benützen die Gelegenheit, die WOKO vorzustellen.

Entstehungsgeschichte der WOKO

Ende der 40er Jahre gründeten die Studenten die noch heute existierende Zimmervermittlungsstelle. Diese Organisation, die mit einem Minimum an Bürokratie Adressen von Zimmern sammelte, die Studenten zur Verfügung standen, und diese gratis den budensuchenden Studenten abgab, konnte in den ersten paar Jahren genügen.

Im Jahre 1956 trugen sich die Studentenschaften mit dem Gedanken, diese Selbsthilfeorganisation zu erweitern. Die immer höher steigenden Zimmerpreise, das kleinere und vor allem auch qualitativ immer unansehnlicher werdende Angebot an verfügbaren Zimmern zwangen zum eingehenden Studium, wie dieser Not abgeholfen werden könnte. Die »studentische Wohnbaukommission beider Hochschulen Zürichs (WOKO)« wurde geschaffen. Durch die Tatsache der sich so sprunghaft entwickelnden Zahl an Studenten gezwungen, verlegte sich das Tätigkeitsgebiet der WOKO etwas einseitig auf die kurzfristige Beschaffung von Wohnraum.

Die Beschäftigung mit kurzfristigen und provisorischen Unterkünften liess es angezeigt erscheinen, die eigentliche Zimmervermittlungsstelle von der WOKO zu trennen. Dass durch diese Trennung der Zimmervermittlung die Stellung als studentische Selbsthilfeorganisation verlorenging, war eine bedauerliche Nebenerscheinung, für die WOKO jedoch der Anlass, sich wieder mehr ihrem ursprünglichen Ziel zuzuwenden, mit der Betonung der kurzfristigen Planung.

Allerdings konnten die personelle Konstellation und rechtliche Stellung diesen neuen Richtlinien nicht mehr genügen. Die Uebernahme, Instandhaltung, Möblierung, Verwaltung und Kalkulation von Altbauten und kurzfristigen Provisorien verlangte gebietlich nach einem neuen, arbeitsfähigen Gremium aus »Fachleuten« und einer Arbeitsaufteilung innerhalb dieses Gremiums. Auch die Frage der finanziellen Abhängigkeit von den Studentenschaften und auf der andern Seite die Bildung eines Vermögens durch die WOKO und die Abwälzung des Risikos von den Studentenschaften waren Gegenstand eingehender Untersuchungen.

Nach einer gründlichen Abklärung dieser Probleme durch eine kleinste und vom Vertrauen der verantwortlichen Studentenschaften getragenen Gruppe von Studenten hat nun eine Kommission aus »Fachleuten« der Studentenschaften und der WOKO ein neues rechtliches Gefüge gegeben und zugleich die Zweckbestimmung neu und klar formuliert.

Der neue WOKO-Verein

Von ihrer Gründung im Jahre 1956 an bis zum Ende des Jahres 1963 bildete die WOKO eine Kommission der beiden Studentenschaften von Uni und Poly. Der Grosse Studenterrat und der Delegierten-Convent wählten je drei Mitglieder in diese Kommission und nahmen auch die vom Präsidenten jeweils verfassten Semesterberichte ab. Es zeigte sich jedoch bald, dass diese Kontrolle durch die beiden Studentenparlamente ungenügend war. Auf Grund einer anfangs 1964 gemachten Erhebung, angeregt von einer durch die Exekutiven der beiden Studentenschaften eingesetzten Untersuchungskommission, wurde die WOKO Übergangsweise in eine einfache Gesellschaft der beiden Studentenschaften umgewandelt. Die Geschäftsführung wurde in die Hände einer sechsköpfigen Geschäftsleitung gelegt, an deren Sitzungen immer auch je ein Vertreter der beiden Studentenschaften teilzunehmen hatte. Dadurch gewannen die Studentenschaften wohl die Kontrolle über ihr so teures Kind zurück, mussten jedoch andererseits in Kauf nehmen, dass dieser Apparat etwas schwerfällig wurde, insbesondere wenn es nötig wurde, sehr rasch eine Entscheidung zu fällen. Dazu waren auch die Haftungsverhältnisse sehr prekär, hätten doch die beiden Studentenschaften für einen eventuellen Verlust der WOKO voll einstehen müssen, was bei einem Jahresumsatz von mehreren 100 000 Franken doch eine grosse Verantwortung darstellt. Es war deshalb klar, dass der WOKO ein rechtliches Kleid gegeben werden musste, in dem sie sich einigermaßen selbstständig bewegen konnte und für ihre Verpflichtungen selbst einstehen musste, daneben aber doch einer starken Kontrolle durch die Studentenschaften unterworfen wurde. Die WOKO musste dazu von den Studentenschaften losgelöst und als selbständige juristische Person in einen Verein umgewandelt werden, dessen Mitglieder die beiden Studentenschaften und der Verband der Corporationen sind. Zur Ueberwachung des neunköpfigen Vorstandes wurde eine mehrheitlich aus Nichtstudenten bestehende Kontrollstelle eingesetzt, der je ein Vertreter der Universität und der ETH angehört. Zudem wird die WOKO ins Handelsregister eingetragen werden. All dies soll dazu beitragen, der WOKO jenes Vertrauen und jene Kreditwürdigkeit gegenüber ihren Vereinsmitgliedern und Behörden, aber auch gegenüber privaten Geldgebern zu geben, deren sie so dringend bedarf.

Der WOKO-Verein hat sich zum Zweck gesetzt, an die Lösung des Unterkunftsproblems der Studenten in Zürich beizutragen. Um ihren Zweck zu erfüllen, will die WOKO nicht etwa alle möglichen Lösungen selbst verwirklichen, sondern der Öffentlichkeit und auch den Studenten selbst an Hand von Beispielen zeigen, wie das Unterkunftsproblem gelöst werden kann. Dabei will sich die WOKO auch nicht für die eine oder die andere Lösung als einzig richtige entscheiden, sondern ganz einfach die Fülle von möglichen Lösungen praktisch beweisen. Denn eine beste Lösung gibt es wohl kaum, da sich der Individualismus der Studenten in dieser Frage nicht auf einen Nenner bringen lässt.

Einen guten Beitrag an die Linderung der Zimmernot macht sicher das Angebot von Privat-zimmern aus. Die von der WOKO gegründete und heute von einer staatlichen Kommission betreute Zimmervermittlungsstelle leistet in dieser Hinsicht Vorbildliches. Insbesondere möchte sie in Zukunft durch die Ausarbeitung eines einheitlichen Zimmermietformulares allen Studenten eine Mieta ihres Zimmers zu gleichen und würdigen Bedingungen ermöglichen.

Die WOKO tritt aber auch selbst als Vermieterin von Zimmern auf. Diese Zimmer stehen ihr zur Verfügung, weil sie die Verwaltung einer beschränkten Zahl von Liegenschaften übernommen hat, die ihr von der öffentlichen Hand oder von Privaten angeboten wurden. Sie unterteilen sich in kurzfristige Altliegenschaften, die kurz vor dem Abbruch stehen und so von der WOKO noch ein oder zwei Semester zu Gunsten der Studenten genutzt werden können, und in neue Objekte, die eigens für Studenten errichtet wurden. Für Studentenehepaare hat die WOKO auch einige Wohnungen zur Verfügung.

Ein vorzüglicher Beitrag an die Lösung des Un-

terkunftsproblems kann durch die Bereitstellung von Studentenhäusern geleistet werden. Hier steht die WOKO dem Bauherrn (Stadt, Kantone, Bund oder Private) mit ihren reichen Erfahrungen, die sie aus dem Betrieb des Studentenhauses an der Altstetterstrasse gewonnen hat, zur Verfügung. Sie ist insbesondere auch der Ansicht, dass diejenigen Kantone, welche eine ganze Zahl ihrer Studenten in Zürich unentgeltlich studieren lassen, durch den Bau eines Studentenhauses für ihre Studenten in Zürich eine grosse Hilfe leisten könnten. Eine in dieser Richtung zielende Werbekampagne ist denn auch geplant.

Die Verwaltung dieser Studentenhäuser würde auf Antrag der Hauseigentümer von der WOKO übernommen. Aber auch private Stiftungen, deren Zweck sich mit dem unseren deckt und die gewillt sind, hier einen Beitrag zu leisten, werden von der WOKO mit Rat und Tat unterstützt und gefördert.

Endziel der WOKO ist aber immer noch die Verwirklichung der geplanten Studentensiedlung auf dem Hönggerberg, in der 1000 Studenten Platz finden sollen. Auch hier kann die WOKO durch ihre Beratungen und ihre Mitarbeit Entscheidendes an den Bau derselben beitragen, was zum Teil auch schon geschehen ist.

Der Erfüllung ihres Vereinszweckes wird die WOKO noch manches Jahr widmen müssen. Um aber ihrer Aufgabe gerecht werden zu können, ist sie immer wieder auf die ehrenamtliche Mitarbeit von Studenten angewiesen. Nur wenn jeder Student bereit ist, während seiner Studienzeit einmal einen Teil seiner kostbaren Arbeitszeit in den Dienst der Gesamtschülerenschaft zu stellen, lässt sich die studentische Selbstverwaltung gewährleisten. Durch die Mitarbeit in der WOKO bietet sich jedem Studenten eine interessante und lehrreiche Möglichkeit, seinen guten Willen unter Beweis zu stellen.

Wer macht die Arbeit der WOKO?

Wir haben die heutigen Mitarbeiter der WOKO vorgestellt. Es sind alles Studenten, die jedoch nicht gewillt und auch nicht imstande sind, zum Wohle der WOKO ewige Studenten zu werden. Ausserdem ist für ihre kleine Zahl die Arbeit noch zu gross.

Es ist uns bekannt, dass es vielen Kommilitonen ein wenig unbehaglich wird, wenn man sie um ihre Mitarbeit in einer studentischen Kommission angeht. Die einen auf Grund einer schweren Lethargie, die anderen, weil sie kein Interesse haben an Freibier, Resolutionen, Manifesten, Fakkelzügen und Transparenten. Darum geht es aber nicht – es geht um konkrete Dinge, um Häuser, Wohnungen, Zimmer, Bauprojekte und Finanzierungspläne. Wir bemühen uns um das Interesse und die Mitarbeit der Bevölkerung und der Behörden. Wir planen auf weite Sicht, um zu vermeiden, dass der Kommilitone vom Jahr 1975 in Luzern, Bern oder Basel wohnen muss.

Das ist jedoch unmöglich ohne die tatkräftige Mithilfe aller Studenten. Bei den Ueberlegungen darüber können folgende Gedanken begleitend sein:

1. Architekten und Baufachleute treffen ein weites Feld praktischer Arbeit. Natürlich vergeben wir keine Millionenaufträge. Jedoch können schon Probleme eines Dachstockausbaus oder der Innenausstattung interessant sein.

2. Für die Verwaltung und die Behandlung der vielen juristischen Probleme gelangen wir an die Juristen, Betriebswissenschaftler und Ökonomen. Es gibt auf diesem Gebiet tausend Erfahrungen zu sammeln.

3. Wir brauchen Leute, die mit den politischen Parteien und dann mit den Kantonsregierungen Kontakt aufnehmen – sehr vorsichtig, ohne viel Glas zu zerschlagen –, um auch von dieser Seite

nicht nur lächelndes Verständnis, sondern Unterstützung zu erhalten.

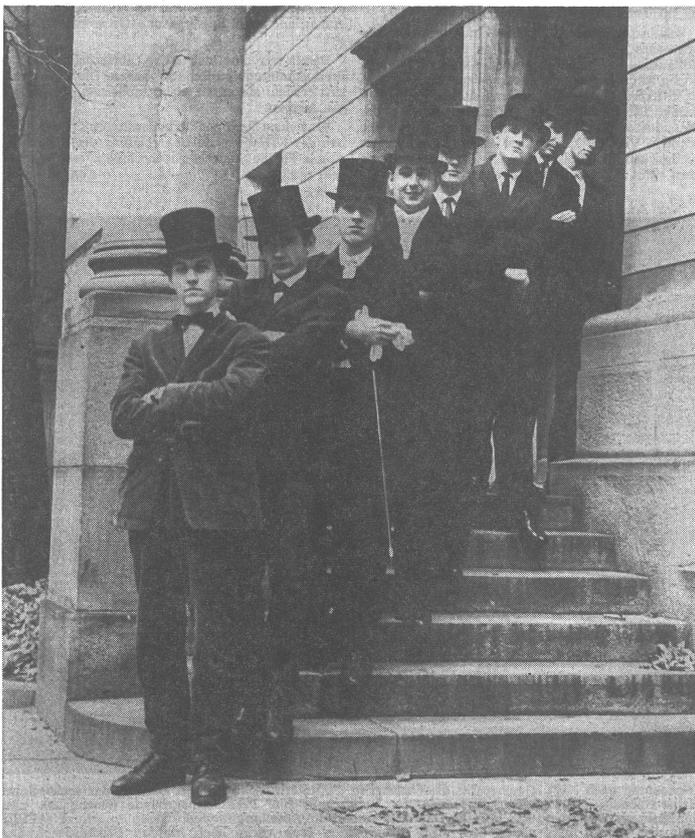
Es läuft das Gerücht, die Arbeit in der WOKO xohne sich. Das stimmt eigentlich nicht – die Arbeit wird nicht honoriert (der Gerüchtemacher meinte zweifellos das). Der Lohn besteht in der Anerkennung der Arbeit: hier und da geschieht es sogar, dass die Studentenschaften einen Antrag eines WOKO-Mitarbeiters annehmen... Ausserdem haben die Mitarbeiter ein ungeschriebenes Anrecht auf ein WOKO-Zimmer.

Wir appellieren somit an alle Kommilitonen, Architekten, Juristen, Betriebswissenschaftler, Ökonomen und an alle anderen, ihre Hilfe der WOKO zur Verfügung zu stellen. Alle diejenigen, welche an der WOKO und ihrer Arbeit interessiert sind, laden wir zu einer Orientierung ein. Treffpunkt Montag, 15. November, 20.15 Uhr, im »Schlüsselloch, Zweierstrasse 15 (beim Stauffacher).

Ich habe in der vorigen Aufzählung einen fünften Punkt ausgelassen, der dies unterstreichen mag: Antwortet niemand auf diesen Appell, heute nicht und später auch nicht mehr, dann versagt das Prinzip der studentischen Selbstverwaltung. Das wäre ein Armutszugnis. Eine der vielen Folgen davon: Wir lassen uns für weitere Jahre von bärbeissigen Schlummermüttern tyrannisieren, nehmen Rücksicht auf ihre Launen und Vorurteile, bezahlen einen zu hohen Zins und lassen uns schliesslich rauschmeissen, weil wir im Zimmer geraucht haben...

Wir »mündigen« und freien Studenten, Hoffnung der Nation, Preisträger von morgen! Kann ein solches Missverhältnis bestehen bleiben, weil niemand einen kleinen Teil seiner Freizeit opfern will für ein wichtiges studentisches Anliegen?

Man merke sich das Datum: 15. November – Orientierung über die Arbeit in der WOKO.



Der Vorstand der WOKO

Die Liegenschaften der WOKO

Entgegen anderslautenden Gerüchten besitzen wir nicht die halbe Altstadt, wir verwalten bloss 22 Liegenschaften (der Ausdruck ist wohl ein wenig hochtrabend, z. B. für eine Wohnung mit nur drei Zimmern). Von Besitzen ist auch keine Rede.

Wer so gute Beziehungen zum Ressortchef für Zimmerverteilung hätte, dass er sich unter den 229 Zimmern einfach eins aussuchen könnte, dem würde die Wahl trotzdem ordentlich schwer fallen. Denn einen Vorwurf kann man uns jedenfalls nicht machen, nämlich den, dass unsere Häuser alle gleich aussähen. Ein Zimmer für 80 Fr.? Ist zu haben. Wem das zu wenig ist: Es gibt auch Zimmer, die 140 Fr. kosten. (Wenn ich aber 140 sage, so meine ich das auch: Man braucht dann nicht noch ein Extra-Stipendium, um die Nebenkosten zu bezahlen wie etwa Heizung, Gas und Elektrisch und ähnliches.)

Wenn man unbedingt etwas Einheitliches haben will, dann das, dass es keine einzelnen Zimmer gibt und dass alle – das kann man mit fast reinem Gewissen sagen – möbliert sind. Dass jeder Mieter Gelegenheit zum Kochen hat und in den meisten

Häusern auch ein Bad oder eine Dusche zur Verfügung steht, das versteht sich fast von selbst.

Willst du ein Zimmer in der Altstadt? Mit fünf Minuten Weg in die Uni oder ins Poly oder noch viel weniger ins nächste Kino? Die WOKO hat es – wenn du lange genug warten kannst. Zugeben, mit dem Komfort kann man in den beiden Häusern an den Unteren Zäunen 5 und in der Predigerstrasse 13 nicht gerade Reklame machen! Aber es ist doch alles da, was man braucht: Küche, warmes Wasser, sogar ein Balkon. Wenn ihr mich fragt, ich finde es dort viel gemütlicher als in einem faden Neubau. Natürlich muss man dort ab und zu Hand anlegen, um einmal eine Wasserleitung zu flicken oder so, und wer sich nicht getraut, einen Pinsel anzurühren, um sein Zimmer selbst zu streichen, der gehört nicht hierher. Genauso wenig wie Studenten, die sich hindreinen bei uns beklagen, wir hätten ihnen ein möbliertes Zimmer versprochen, und jetzt sei nicht einmal ein Papierkorb drin. Eins ist sicher, dass sich die Mieter bestimmt besser kennenlernen, wenn sie zusammenhalten und zusammen-



Einige Liegenschaften der WOKO

arbeiten müssen, als in einem Studentenheim, wo man sich alle paar Wochen einmal im Gemeinschaftsraum sieht. Wenn einem viel Betrieb nichts ausmacht, könnte man auch in in Haus mitten im Niederdorf einziehen (nämlich an die Münster-gasse 25). Selbstverständlich ist auch das ein Altbau.

Wer lieber eine halbe Stunde Tram fährt, bevor er in die Vorlesung sitzt, würde auch nicht leer ausgehen. Er hätte aber die Tramfahrt ziemlich rasch vergessen, wenn er die Zimmer an der Altstetterstr. 183 sähe: sehr gross und hell, neue Möblierung (unter anderem mit Schreibtisch, Büchergestell, Polsterstuhl), Spannteppich und – man höre und staune – eigenen WC, eigener Dusche und Toilette. Dazu kommt, dass das Haus erst vor kurzem gebaut wurde und z. B. sehr gut eingerichtete Küchen und eine Waschküche mit einem Automaten besitzt. Wenn es uns trotzdem nicht ganz wohl ist bei der Sache, so deswegen, weil es für unsere Ansprüche ein wenig zu luxuriös eingerichtet ist. Das will nicht heissen, dass wir weniger froh darüber sind, 39 Zimmer zu einem relativ bescheidenen Mietzins vermieten zu können. Aber

wir möchten doch lieber nicht, dass alle WOKO-Zimmer so aussehen würden. Ein Nachteil darf wohl nicht verschwiegen werden: Das Studentenhôtel Altstetten wird im Sommer als Studentenhôtel vermietet, das heisst, dass die Mieter gezwungen sind, über die Sommersemesterferien auszuweichen.

Weisst du es zu schätzen, im Grünen zu wohnen? (Man wird wohl hinzusetzen müssen: Macht es dir nichts aus, ein bisschen abgelegen zu wohnen?) Dann wäre wohl ein Zimmer in einer der vier Baracken auf dem Höggerberg das Richtige. Man muss dort vielleicht etwas mehr Rücksicht auf die elf Mitbewohner nehmen als anderswo (die Schallsolation ist nicht perfekt). Aber deshalb sind die Zimmer nicht weniger geschmackvoll eingerichtet. Eine Küche und zwei Duschen sind in jeder Baracke vorhanden. Mit der Fahrt in die Stadt ist es auch nicht so schlimm. Wenn man zeitig aufsteht, hat man die Möglichkeit, mit einem ETH-Bus zu fahren.

Zwei Liegenschaften am Stadtrand, drei Häuser mitten in der Altstadt, das sind so die Extreme.

Ich muss zwar zugeben, dass ich bei dieser Rechnung etwas verheimlicht habe:

Die ETH vermietet uns nämlich fünf Liegenschaften in unmittelbarer Nähe des Poly. Das geschah aber nur deswegen, weil die Häuser in nächster Zeit abgerissen werden sollen. Wir werden sie schon auf Semesterende wieder räumen müssen. Eigentlich ist es schade darum, denn die Häuser sind gar nicht abbruchreif, die Zimmer alle geräumig. In einem anderen WOKO-Haus wohnen die Mieter nur noch auf Zusehen hin, sie müssen jederzeit mit der Kündigung rechnen. Wenn wir Pech haben, werden wir sogar an einem dritten Ort hinausgeworfen.

Vielleicht ist das der Moment, wo man versteht, dass WOKO-Arbeit kein Honiglecken ist. Wer schon einmal umziehen geholfen hat, weiss, was es heisst, in nicht mehr als vierzehn Tagen das Mobiliar von fünf oder sogar sieben Liegenschaften zu zügeln, umso mehr, als wir keine Ahnung haben, wohin damit.

Wohl das interessanteste Experiment, das in der letzten Zeit im studentischen Wohnbau unternommen wurde, ist der Ausbau von vier Dachstöcken an der Konradstrasse. Interessant sowohl für den Hausbesitzer, der sonst den Dachstock gar

nicht hätte bewohnbar machen dürfen, interessant natürlich auch für uns, weil wir damit Erfahrungen sammeln können (es besteht die Möglichkeit in Zukunft einmal weitere solche Dachwohnungen übernehmen zu können). Die WOKO hat über 40 000 Fr. für die Möblierung aufgewendet, was sich leider sehr stark auf den Mietzins auswirkt. Man bekommt aber auch etwas für sein Geld. Jeder Dachstock besitzt zwei Duschen, einen grossen Vorraum, Telefon, Dachterrasse. Die Mieter haben Gelegenheit, eine Waschmaschine zu benutzen.

Niemand wird verlangen, dass eine solche Aufzählung von WOKO-Liegenschaften vollständig sein soll. Darum ging es ja gar nicht. Hauptsache war, zu zeigen:

1. Wie vielseitig unser Angebot ist.
2. Was man von WOKO-Zimmern erwarten kann. Nämlich einen vernünftigen Mietzins, in dem alle Nebenkosten inbegriffen sind und der nicht alle paar Wochen erhöht wird, Kontakt mit anderen Studenten, eine ausreichende Möblierung, Kochgelegenheit, einen nicht allzu langen Schulweg.
3. Was man nicht erwarten darf: eine Putzfrau, Luxus. Vor allem aber nicht, dass die WOKO schon morgen ein Zimmer frei hat.



Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Benzincoupons
Schrankfächer

Zürcher Kantonalbank

Hauptsitz
Bahnhofstr. 9, Zürich
Zweigstellen
im ganzen Kanton

Bekanntes Futtermittelunternehmen in der Ostschweiz sucht einen

Ingenieur-Agronomen

für den Sektor Schweinehaltung und Schweinefütterung.

Aufgaben: Forschung über Qualität und Zusammensetzung der Futtermittel (eigener Versuchsbetrieb vorhanden), Studium der Fachliteratur, Betreuung unserer Verkäufer als Berater in stalltechnischer, fütterungstechnischer und veterinärtechnischer Hinsicht, Neuentwicklung des bestehenden Verkaufsprogrammes. Englische Sprachkenntnisse sind erwünscht.

Geboten wird: Ausbaufähige Stellung mit Fixum und Verkaufsprovisionen auf sämtliche Bestellungen auf dem Schweinefleischsektor. Eintritt nach Vereinbarung. Einführungszeit ist vorgesehen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen wie Lebenslauf, Lichtbild, Kopien von Ausweisen über Bildung sind erbeten an

Rudolf Egli, Lessingstr. 32, St. Gallen, Privat-Tel. (071) 24 18 73 ab 19 Uhr.

TEA-LUNCH-ROOM

Mallorca

Gute bürgerliche Küche,
frische hausgemachte Gipfel,
ein guter Kaffee
machen den Aufenthalt zu
einem Treff-Punkt für Sie.

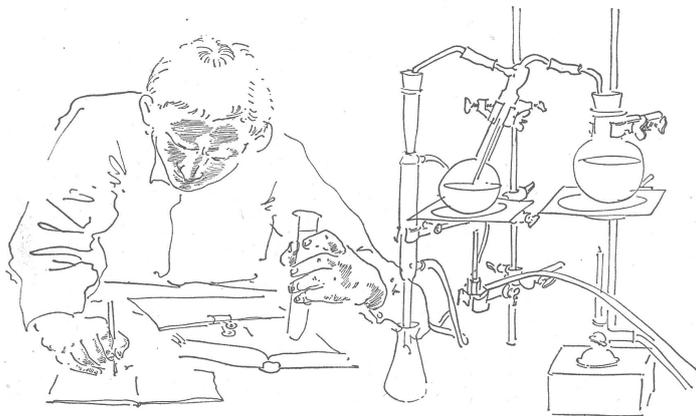
sucht für die Bearbeitung vielseitiger Probleme der Rationalisierung und Finanzierung einen



Betriebswirtschafter

Schweizer Interessenten richten ihre Offerten bitte an den Personaldienst Departement Finanzen, Postf. 929, 8021 Zürich. Telefon (051) 34 18 00, intern 304, erteilt gerne nähere Auskunft.

C I B A



Für hochwertige chemische Spezialitäten —
Heilmittel, Farbstoffe,
Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe,
Schädlingsbekämpfungsmittel,
photochemische Produkte —
bürgt die weltweite Forschung der CIBA

Suchen Sie ein Zimmer?

Die Zahl der Studierenden an Uni und Poli hat wahrscheinlich auch in diesem Semester erneut zugenommen. Andererseits geht Zürichs Einwohnerzahl stetig zurück. Die City, das Geschäftsviertel, breitet sich aus, und immer neue Wohnungen fallen dem Abbruch oder einem Umbau zum Opfer. Der Mangel an Studentenzimmern verschärft sich.

Dennoch hat sich nach den Angaben der Zimmervermittlungsstelle für Studenten die Situation nicht zu einer eigentlichen Notlage ausgewachsen. Wir freuen uns, dass auch eine der oft geschmähten politischen Parteien hiezu einen namhaften Beitrag zu leisten vermochte; und dies, obwohl vorläufig keine Wahlen vor der Tür stehen.

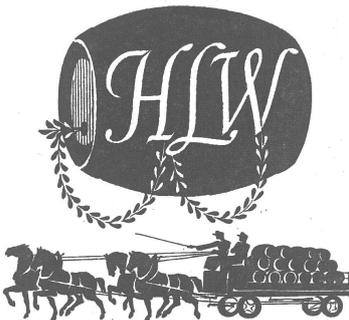
Durch Briefe an unsere Mitglieder in den hochschulnahen Stadtkreisen 1, 2, 6 und 8, durch einen Appell an alle Hausbesitzer in diesen Quartieren, durch grossformatige Inserate und mittels Hinweisen in den städtischen Zeitungen gelang es uns, über 350 Zimmer zusätzlich zu mobilisieren und den Studierenden zur Verfügung zu stellen. In vielen Fällen wurde von Hausverwaltungen den Mietern ausnahmsweise die Untervermietung gestattet. Die Mietpreise konnten in den allermeisten Fällen in einem günstigen Rahmen gehalten werden.

Haben Sie Ihre »Bude«? Die Zimmervermittlungsstelle für Studenten (Tel. 47 33 17) kann Ihnen vermutlich auch jetzt noch ein Zimmer verschaffen.



FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

NB. Wir wünschen Ihnen einen guten Semesterstart!



Wir bringen das gute, würzige
ZÜRCHER BIER

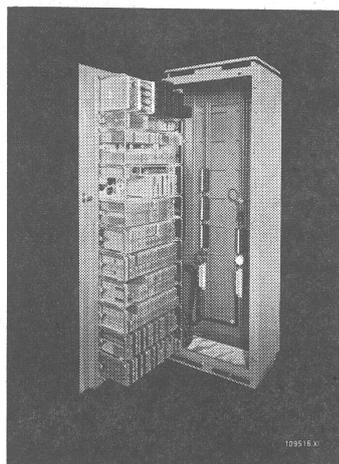
BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.



Für aufgeschlossene, junge

Akademiker

bieten wir in unseren Laboratorien,
Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder
im Verkauf unserer thermischen und
elektrischen Maschinen und Apparate ein
weites, interessantes Betätigungsfeld mit
grossen Entfaltungsmöglichkeiten



AG. Brown, Boveri & Cie., Baden

Siedlung Höggerberg am Berg

... die Studentenschaft erwartet, dass die Siedlung mit allem Nachdruck weiterverfolgt wird, und hofft, dass die ersten Bewohner 1965 einziehen können... schrieben wir vor dreieinhalb Jahren an dieser Stelle.

Die ersten Bewohner sind 1964 eingezogen, allerdings nicht in eine geplante Siedlung, sondern in vier Baracken am Rande der vielen Baugruben auf dem Höggerberg. Vorbeifahrende Automobilisten seien endlich aufgeklärt: An der Geisstrasse werden keine Szenen zu neorealistischen Filmen über das Fremdarbeiterproblem gedreht, es leben in diesen vier provisorischen Hütten 47 Studenten. Der Gemeinderat Zürichs wollte dies so, und die WOKO hat heute ihr Danaergeschenk zu verwalten. Sechs weitere Baracken wird der Kanton Zürich nächstes Jahr auf die Fundamente stellen. Es dümmert. Eine wirkliche Lösung soll gut heisstisch in den Schulblättern ruhen.

Es hätte schon 1957 dümmern können; damals trat die studentische Wohnbaukommission erstmals mit der Forderung nach einer Siedlung an die Bürger und an die Öffentlichkeit. Nach drei Jahren studentischer Werbung und Sondierung setzte der Schweizerische Schulrat eine Kommission zur Aufklärung der Fragen einer Studentensiedlung auf dem Höggerberg. Die Studierenden waren durch Balz Hätt und Fritz Wagner vertreten. Ein Jahr wurde getagt und schliesslich ein umfassendes Raumprogramm vorgelegt: Herbst 1961. Es folgten vier Jahre des Schweigens. Niemand interessierte sich mehr für die Initiative, die Mitarbeit und die Neugierde der Studierenden.

Auf dem Höggerberg wurde nämlich um Quadratmeter gefeilscht. Eine Genossenschaft für sozialen Wohnungsbau hatte und hat noch immer ihre Ansprüche. Was interessiert schon eine schnelle Förderung der Wissenschaften, wenn man Boden besitzt und ihn mit hoher Rendite nutzen könnte. Die Würfel zittern noch, jedoch sie sind gefallen: der südliche Rand des Hochplateaus, der für die Studentensiedlung vorgesehen war, scheint endlich gesichert. Herr Prof. Dr. Pallmann hat diesen gordischen Spekulantennoten kurz vor seinem so plötzlichen Tode zu zerhacken gewusst.

Da dieses Problem der Aufteilung des Höggerberges und dessen Interessengruppen sorgsam vom Pranger ferngehalten wurden, mussten die Studentenschaften drei Jahre lang mit Ausflüchten vertriebt werden.

ETH-Bauten werden immer mit einem Fernheizungsturm begonnen und dominiert. Die Ausstation Höggerberg hat bereits ihre Heizzentrale und für viele Millionen Franken Heizkanäle. Die Physikbauten von Prof. A. H. Steiner sind auch schon bald Tatsache. Im Entschluss des Bundesrates vom Frühling 1959 wurden diese Bauten als erste Dringlichkeitsstufe bezeichnet. Die Studentensiedlung und die Mensa auf dem Höggerberg sollten zweite Dringlichkeitsstufe sein. Man hätte

meinen sollen, dass, da die ersten Bauten bald fertiggestellt sind, jetzt unsere Siedlungen an der Reihe wären. Mitnichten. 444 Millionen werden jetzt von den Räten verabschiedet werden. Die Heizanlagen und Physikbauten sollen damit realisiert werden, Aufstockungen innerhalb des Hauptgebäudes, auch Erweiterungen bestehender anderer Ausstationen, auch eine Garage tief unter der ETH - manches, vieles, nur die Studentensiedlung noch nicht... Zweite Dringlichkeitsstufe kann man das nicht nennen. Unsere Siedlung wurde also auf spätere Zeiten verschoben. Lasst uns hoffen, dass dies nur wegen der Parzellenfeilung geschehen ist.

Im vergangenen Jahr wurde die Weiterbearbeitung unseres Projektes und Raumprogrammes endlich wieder aufgenommen. Die Architekten Schwarz & Gutmann werden mit der Ausarbeitung eines Vorprojektes beauftragt. Der Soziologe Dr. Lucius Burckhardt überdenkt sich das »studentische Wohnen« grundsätzlich. Seine Arbeit ist an anderer Stelle abgedruckt. Nach acht Jahren ist dies die einzige »nicht geheime« Veröffentlichung.

Waren am Anfang die Studenten die Initianten des ganzen Projektes, so wurde seit vier Jahren keine Möglichkeit zur Mitarbeit gegeben. Das Vorprojekt wurde höchst magistral und geheim erledigt.

Man versichert uns, dass ein Vorprojekt in den schulrätlichen Schulblättern liege, dass es aus Gründen der Wettbewerbsbestimmungen noch nicht publiziert werden könne, dass weitere Schritte vor der Tür stehen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit lässt man auch einige Studentenfunktionäre ein bisschen mehr wissen, damit man vom guten Willen überzeugt ist und nicht reaktionär wird.

Unser Anliegen wurde und wird noch verzögert. Wir fragen uns folgendes:

- Vorteile der bisherigen Verzögerung?
- Vorteile der bisherigen Verzögerung?
- Würden die letzten acht Jahre genutzt?
- Was liegt vor?
- Wie werden die nächsten Jahre genutzt?

Entstandene Nachteile

Der galoppierende Zuwachs der Studierenden wird die Planer der Siedlung bald in Verlegenheit bringen. 1960 (7000 Studierende) spekulierte man auf 12 000 Studierende im Jahre 1975. Heute (11 000 Studierende) müssen wir bereits 20 000 als wahrscheinliche Studentenzahl im Jahr 1975 annehmen. Wenn jetzt etwa 4-5000 Studenten sich ein besseres Zimmer suchen in unserer Stadt - die noch viele Altbauten mit überdimensionierten Wohnungen besitzt -, wie viele werden sich in 10 Jahren mit dürftigsten Verhältnissen abfinden müssen? Wahrscheinlich 8-10 000. Im Jahre 1962 wäre eine Siedlung für 1000 Studenten sicher noch eine Lösung gewesen zur studentischen Wohnungsnot.

Beginnen wir nächstes Jahr mit unserer Siedlung, so wird diese bei Fertigstellung höchstens ein Bruchteil zu einer Lösung sein... Wir sollten also nicht nur für 1000 planen und bauen, sondern für eine Null mehr... für 10 000. Es bleibt zu hoffen, dass auf dem Höggerberg, auf dem Strickhofareal, ja selbst auf dem jetzigen Hochschulgelände die Möglichkeiten zur Beherbergung dieser Scharen überprüft werden. Es gilt, das jetzige Projekt mit allen erdenklichen Mitteln voranzutreiben und ebenfalls neue, noch grössere Etappen bereits in Angriff zu nehmen. New frontiers...

Vorteile der zeitlichen Verzögerung

Die Siedlung ist noch nicht gebaut. Auch das kann ein Vorteil sein. Wir müssen uns noch nicht mit Problemen auseinandersetzen, die eine über-eilte Planung und Verwirklichung uns stellen. Waren früher Tutorensysteme und ähnliche Hierarchien grosse Mode, so waren vor acht Jahren Wohngruppen von 6-12 Studenten üblich (z. B. Berlin-Schlachtensee). Die neue Entwicklung geht dahin, möglichst verschiedenartige Lebens- und Ordnungsarten zu ermöglichen (z. B. TH Enschede, Holland, Projekt Ungers). Tutorensysteme und Wohngruppen zeigten in den letzten Jahren ihre Nachteile, so dass wir heute deren Erfahrungen berücksichtigen und neue differenzierte Siedlungen planen könnten. Fortschrittliche Länder sammeln in der Zwischenzeit die Erfahrungen. Es sollen ja auch Studienreisen unserer Verantwortlichen stattgefunden haben. Studentenvertreter waren natürlich nicht dabei.

Würden die letzten acht Jahre genutzt?

Acht Jahre ist die Forderung nach einer Siedlung auf dem Höggerberg alt. So lange brauchte es in unseren bodenpolitischen Ländern, um die geeigneten Parzellen halbwegs sicherzustellen. In dieser Hinsicht hat der Schulrat gekämpft und die Zeit bestens genutzt. Allein der Boden macht noch keine Siedlung. Die Kommission Thommen stellte zwar ein Raumprogramm auf, die Architekten Schwarz & Gutmann planten zwar ein Jahr an ihrem Vorprojekt, der Soziologe Lucius Burckhardt erarbeitete die Studie »Studentisches Wohnen«; allein: genügt es, wenn zwei, drei Dutzend Leute ein bis zwei Jahre unter anderem an diesem so grundsätzlichen Problem arbeiten? Wohl kaum. Man kann also nicht leicht einsehen, wieso nicht während all der Zeit all unsere Köpfe wettbewerbsmässig dieses Problem lösen halfen. Leben wir etwa in einer Oligarchie? Man hört jetzt, dass ein Wettbewerb für die Mensa der Siedlung stattfinden könnte. Sind nur tempelähnliche Gemeinschaftsbauten wettbewerbswürdig? Wir glauben also, dass die letzten acht Jahre nur boden- und finanzpolitisch genutzt wurden, soziologisch und architektonisch jedoch wenig. Jetzt bleibt uns wenig Zeit mehr zum Nachdenken, die Fundamente sollten schon morgen gegossen werden.

Was liegt vor?

1. Eine Untersuchung von Dr. Lucius Burckhardt schlägt vor, eine in bezug auf das Ordnungssystem völlig neutrale Siedlung zu bauen. Da wir in unseren Verhältnissen noch keine Erfahrung mit einer Wohngemeinschaft von 1000 Studenten kennen, wollen wir Wohnheime bauen, die verschiedenste Ordnungssysteme ermöglichen, einem anpassbaren Baukasten sozusagen. Auswahlprinzipien sollen nicht massgebend sein: Jungen und Mädchen, Verheiratete und Ledige, Assistenten und Dozenten sollten in den Häusern wohnen. Jedem einzelnen muss es möglich bleiben, sich dem Zwang einer Gruppe zu entziehen. Ueber das Leitungssystem müssen erst Erfahrungen gemacht werden...
2. In den Schulblättern der Architekten Schwarz und Gutmann soll auch ein ziemlich detailliertes Vorprojekt liegen. (Schade, dass man dies nicht von allen Architekten sagen kann!)

Wie werden die nächsten Monate genutzt?

Die Baukoordinationsstelle des Schulrates wird ihr weiteres Vorgehen bald öffentlich bekanntgeben müssen. Ein paar Wochen müssen wir wohl oder übel noch warten. Passiert in Bälde jedoch nichts, so müssen wir Tomaten importieren und Transparente schreineren.

Zu der vorliegenden Studie und zu allem, was jetzt vorgelegt wird, muss der Student Stellung nehmen. Wir können uns zum Beispiel nicht vorstellen, dass in der zukünftigen Siedlung dem Reinigungspersonal eine gewisse informelle Kontrolle übertragen würde. Das Problem der Ordnung muss sich von unserem Standpunkt lösen lassen. Vorschläge werden erwartet. Wir sind aus der Planung ausgeschaltet worden und müssen bereits jetzt um unser Mitspracherecht kämpfen.

Von den zuständigen Behörden möchten wir gerne wissen, was für ein Auswahl- und Leitungssystem sie sich vorstellen. Eine in bezug auf das Ordnungssystem völlig neutrale Siedlung ist eine Illusion. Werden die ersten 1000 Einheiten bezogen, so wird die Nachfrage sicher schon 5000 Einheiten übersteigen. Dann muss einfach irgendwie ausgelesen werden. Kriterien der Bedürftigkeit und der Schulleistung werden dann entscheidend sein - aber wie? Es scheint uns fast, dass mit dem Plan einer ganz neutralen Siedlung frei von erziehungspolitischen Absichten einfache Entscheidungen hinausgeschoben werden, die unaufhaltsam sind.

Lasst uns hoffen, dass in den nächsten Wochen endlich publik wird, was im letzten Jahr als Vorprojekt geplant wurde, dass Öffentlichkeit und Politiker die Pläne noch beschleunigen helfen, dass im nächsten Jahr nachgeholt werden kann, was in sechs der vergangenen acht versäumt wurde, dass also im Frühling oder so die ersten Grundsteine gemauert werden...

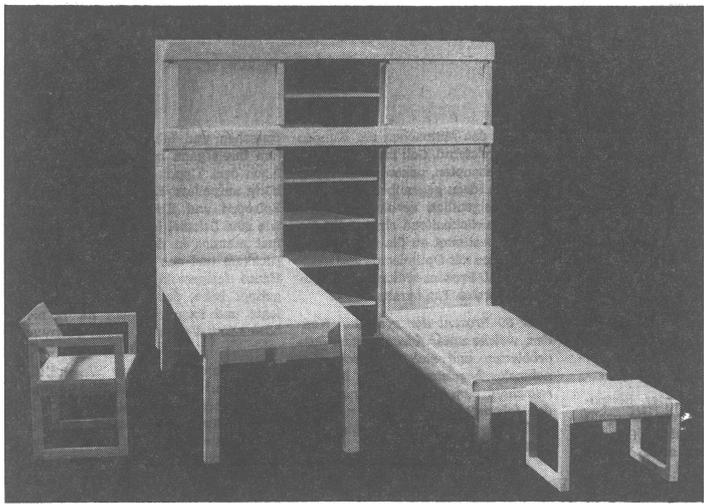
Andernfalls der geistig regsame, politisch naive Studierende jedes Vertrauen in seine Institutionen verlieren müsste.



ARISTO STUDIO

Klares, übersichtliches Teilungsbild
Große, deutliche Skalenbezeichnung
Versetzte Skalen CF/DF/CIF
Kehrwertskalen CI/CIF
6 Exponentialskalen
Dauerjustierung der Skalen
Gleichbleibender Zugangsgang
Rutschfeste Gummiauflagen
Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui

DENNERT & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG



WOKO entwickelt Möbel

Oder: Wieso können unsere Möbel nicht ab der Stange gekauft werden

Bierhumpen und Säbel sind nicht mehr das Auffälligste an der Möblierung unserer Zimmer. Waren unsere Vorgänger noch schlagende Freiheitskämpfer, so sind wir heute schuftende Geistesarbeiter. Dieser Geistesarbeiter braucht auch seine Werkstatt. Da Laboratorien und Bibliotheken nicht 24 Stunden geöffnet sind, er aber oft so lange im Tag arbeiten muss, wird seine Klausur zur Werkstatt. Er schreibt Bücher, macht und hört Sprache und Musik, mikroskopiert und sezziert, konstruiert Maschinen und Häuser, baut Modelle etc. Die Sozialumfrage zeigte auch, wie wichtig der Arbeitsplatz zu Hause geworden ist.

Man könnte sagen: Wenn alle so verschieden sind, soll er doch seine Utensilien durchs Leben schleppen und sich arrangieren. Nun wechselt er aber zu oft seinen Standort, als dass Transporte sinnreich wären. Deshalb brauchen Studentenzimmer anpassbare Möbelprogramme, die jeder Student schnell und billig auf Mass ummontieren kann.

Leider sind die im Handel erhältlichen Möbel zu instabil und zeigen nurmehr repräsentativen Charakter. Wo früher noch hieb- und stichfeste Bret-

ter waren, ist heute ein Pseudo-Edel-Furnier mit einer Dicke von Hunderstelmmillimetern. Zwar kann man damit noch knapp wohnen, arbeiten jedoch nicht. Der Markt bietet uns allgemein keine eigentlichen Studentenmöbel an. Ausnahme: Grossbritannien hat für verschiedene »Campus« bereits entsprechende Programme entwickelt. Auch bestehen bei uns einige Möbelsereien, die geeignet wären, jedoch der Gestaltungswut und der geringen Sorgfalt des Studenten keine Rechnung tragen. Die geeigneten schweizerischen Möbel sind ausserdem für das Studentenbudget zu teuer.

Ziel: Möbelprogramm, das sich allen erdenklichen studentischen Lebensgewohnheiten anpassen kann. Zerlegbar und in hohem Grade kombinierbar. Aeusserst stabil. Billig.

Im vergangenen Jahr wurde eine erste Möglichkeit studiert und mit verschiedenen Fabriken bearbeitet und kalkuliert (siehe Abbildung). Es zeigte sich, dass bei einer Stückzahl von 25 unser Programm gerade konkurrenzfähig, aber noch nicht preisgünstiger wurde.

Die Bearbeitung dieses Programms durch die WOKO ist im Gange, so dass wir im nächsten Sommer fähig sein werden, Studentenwohnhäuser und Studenten damit zu beliefern.

Ist es denn nicht paradox, dass bei 10 000 Studenten jeder für sich etwas eigentlich Unbrauchbares kauft?

Die Dissertation

Aufgabe am Schluss Ihres erfolgreichen Studiums, soll das Thema in klarer, übersichtlicher Form darstellen.

Vertrauen Sie die Druckarbeit einem Schweizer Fachmann mit mehr als 20 Jahren Erfahrung an. Er berät Sie über die präsentabelste und günstigste Lösung.

Bei Einsendung des nachfolgenden Coupons erhalten Sie sofort **unverbindlich** nähere Unterlagen und auf Wunsch einige Muster-Dissertationen.

Juris-Druck, Dr. H. Christen
 Basteiplatz 5, 8001 Zürich
 Tel. 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: _____

Vorname: _____

Wohnort: _____

Kanton: _____

Strasse: _____

Fakultät: _____

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)



War die Brille ein Hindernis ?

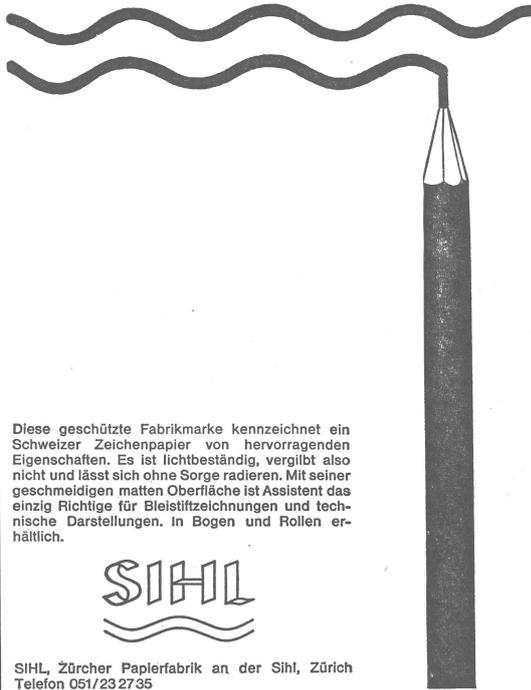
beim Sport, beim Spiel, etc. ? Versuchen Sie es mit einer unsichtbaren Brille, mit Contactlinsen von höchster optischer Reinheit: VERO-LENS die bestverträglichen

BON Senden Sie mir gratis den Vero-Lens-Prospekt Nr. 92

Name _____
Strasse _____
Ort _____

Götte
Fachgeschäfte für moderne Optik,
Bahnhofstrasse 48 und 98, Zürich
Tel. 051 23 37 78

ASSISTENT



Diese geschützte Fabrikmarke kennzeichnet ein Schweizer Zeichenpapier von hervorragenden Eigenschaften. Es ist lichtbeständig, vergilbt also nicht und lässt sich ohne Sorge radieren. Mit seiner geschmeidigen matten Oberfläche ist Assistent das einzig Richtige für Bleistiftzeichnungen und technische Darstellungen. In Bogen und Rollen erhältlich.

SIHL

SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/23 27 35

BUCHBINDEREI Emil Stamm



Zürich 6
Gloriastrasse 55
Tel. (051) 47 34 49

Sämtliche
Buchbinderarbeiten
Plastikheftung
zum Selbstauswechseln

FREIHOFFER
Buchhandlung
für
Medizin
Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

FREIHOFFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft
Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32

MIGROS



Wir zitieren aus dem »Brückenbauer«:

Selbertippen höchst begehrt!

Ein glänzendes Zeugnis für unsere Kunden im MM Wollishofen

Letzte Woche starteten wir ein neues Migros-Verkaufsexperiment unter dem Motto »Vertrauen gegen Vertrauen«. Jenen Lesern, welche noch keine Kenntnis davon haben, möchten wir nochmals kurz erklären, um was es im wesentlichen geht:

- Der Kunde tätigt seinen Einkauf im Laden wie gewohnt.
- An einer leicht zu handhabenden Tipp-Kasse tippt er seine Artikel selbst.
- Mit seinem Kassa-Zettel geht er an die »Totalkasse«, wo eine Kassiererin

abschliessend nur noch den Gesamtbetrag des Einkaufes tippt und den entsprechenden Einkaufsbetrag entgegennimmt. An einem speziellen, geräumigen Paktisch kann der Kunde seine Ware zweckentsprechend einpacken. Fertig!

- Oder noch einfacher: Man nimmt einen Einkaufszettel beim Ladeneingang, zählt auf diesem Zettel den getätigten Einkauf selbst zusammen, zahlt an der »Totalkasse«, packt anschliessend die Ware ein. Fertig!

Zweck der Uebung: Unter Einsparung von Personal (Personalmangel!) einen rascheren Verkaufsablauf (Wartezeiten an den Kassen!) zu erreichen. Ein hochgestecktes Ziel! Aber aller Skepsis zum Trotz haben alle an diesem Experiment Beteiligten mit echter Begeisterung die Idee in Rekordzeit in die Tat umgesetzt. Die Wahl des Experimentier-Ladens fiel auf den Migros-Markt in Zürich-Wollishofen.

Wir sagten uns: Wenn 30 bis 40 Prozent der Kunden für die gewünschte »Mitarbeit« Bereitschaft zeigen, ist das Experiment mit dem Menschen als Partner geglückt. Dass unser Vertrauen geschätzt und nicht missbraucht wird, davon waren wir als Optimisten sowieso überzeugt. Wir hoffen auch, dass die noch vorzunehmenden Ueberprüfungen diesen Optimismus bestätigen.

Und nun – nehmen wir es vorweg – unsere kühnsten Erwartungen sind weit übertroffen worden. Von der ersten Stun-

de an war das Mitmachen der Kunden einfach begeisternd. Soll uns einer kommen und behaupten, unsere Hausfrauen seien neuen Ideen gegenüber, besonders wenn sie eigentlich revolutionär wirken, eher zurückhaltend eingestellt! Da kommt er bestimmt an die »Lätzchen«!

Anstatt der mit Optimismus geschätzten 30 bis 40 Prozent »Mitarbeiter« waren es am ersten Tag bereits

über 60 Prozent der gesamten Kunden, welche unser neues System ausprobierten und sich praktisch ausnahmslos begeistert zeigten. Die Bereitschaft zum Mitmachen nahm in den folgenden Tagen sogar noch zu und steigerte sich zeitweise bis zu 75 Prozent!

Wohlverstanden, das sind alles »Freiwillige«, denn die normalen Kassen sind weiterhin im Betrieb für jene, die diesen neuen Sport nicht mitmachen wollen.

Und wie sie tippten! Manchmal zuerst etwas zögernd, aber unter Mithilfe des sich maximal einsetzenden Personals immer sicherer und selbständiger. Beim zweiten Mal konnte man bei vielen Frauen fast annehmen, sie wären einmal Kassiererin in einem Migros-Laden gewesen. Und wie verhielt es sich bei den älteren Semester? Ja, das war eine weitere, grosse Ueberraschung: 70- bis 80-Jährige sind mit ihren Einkaufskörben an die Selbsttipp-Kassen gekommen, liessen sich den Vorgang erklären und waren stolz darauf, ihren Einkauf selbst tippen zu können. Junge

Burschen und Mädchen hatten natürlich ihren ganz besonderen »Plausch«. Nach dem Tippen war ihr Prestige gehörig aufpoliert! Es gäbe hundert nette Episoden und Erlebnisse zu erzählen, wie zum Beispiel jene Hausfrau, welche fast atemlos in den Migros-Markt zurückkam und uns erklärte, sie habe zu Hause festgestellt, dass sie zu wenig getippt habe, das Geld auf den Tisch legte und fragte, ob wir ihr ja nicht böse seien. Vertrauen gegen Vertrauen!

Und nun etwas ganz Wesentliches: Der Ablauf an der Kasse ist viel flüssiger geworden. Die zum Teil langen Wartezeiten beim normalen, bisherigen Kassen-System können erheblich, wenn nicht sogar ganz aufgehoben werden. (Selbst die grosse Kunden-Frequenz am Samstag konnte reibungslos bewältigt werden.) Und – im Endeffekt – können wir sogar mit weniger Personal als bisher auskommen.

Das war ja eigentlich der Vater des Gedankens, der Ursprung unserer Idee. All diese Probleme könnte man natürlich auch anders lösen. Mit der Technik, mit der Automation, welcher allerdings noch Mängel anhaften, die scheinbar schwer zu beseitigen sind. Aber hätte da das vielzitierte Duttweiler-Wort vom Menschen im Mittelpunkt noch Gültigkeit? Wir haben den Menschen als Partner gewählt und sind nicht enttäuscht worden! Das »Experiment Wollishofen« läuft weiter, wir werden Sie laufend weiter darüber orientieren.

Distanzierung vor sich selbst

Hilf dir selbst, das ist das neueste Spiel, das von den höchsten Studentenfunktionären der Universität mit fast tierischem Ernst durchgeföhrt wird. Die Regeln sind einfach, sie lauten: »Mich geht das nichts an, gemäss den zuständigen Paragraphen habe ich meine Pflicht und Schuldigkeit getan; im übrigen gibt es Referendum und Urabstimmung, wenn dir etwas nicht passt. Die Exekutive schiebt also die Verantwortung, die naturgemäss einem Amt – und sei es auch nur ein studentisches – innewohnt, umgehend wieder demjenigen zu, der die Verantwortung eigentlich delegieren möchte, indem er einen Präsidenten mit samt Epigonen, wenn auch auf indirekte Weise, wählt, nämlich dem Studenten. Dies geschieht insbesondere dann, wenn es um Geld geht. Konferen-

zur Verwirklichung der dringenden Aufgaben zur Verfügung. Dazu können allerdings von Fall zu Fall noch die allfälligen Reingewinne aus den Hochschulbällen kommen. Dass diese Mittel ungenügend sind, dürfte einermassen einleuchten. Zwar liessen sich die Einnahmen der WOKO dadurch vergrössern, dass sie ihren Mietern so hohe Zimmerpreise verrechnet, dass die zusätzlichen Ausgaben wie die erwähnten langfristigen Projekte gedeckt würden. Es kann aber niemals richtig sein, diese Anliegen der gesamten Studentenschaft nur durch einen Teil der Studierenden finanzieren zu lassen.

Eine solche Distanzierung, wie sie von seiten des KStR in ausgesprochenem Masse auch der Sozialumfrage des VSETH und der Studentensied-



zen kosten nichts, also konferiert man. Das gibt auch einen schönen Rechenschaftsbericht; nur wäre möglicherweise dem Studenten, der sein Essen im Lichthof auf dem Boden sitzend verzehren muss, oder demjenigen, der noch kein befriedigendes Zimmer gefunden hat, mehr geholfen, wenn zwar der Bericht am Semesterende etwas dünner wäre, dafür aber Taten rapportiert werden könnten. Das jetzt praktizierte System hat zwar den eminenten Vorteil, dass derjenige, der die Verantwortung tragen sollte, sicher nicht über schlaflose Nächte zu klagen braucht, zumal er die Gewissheit hat, auch nicht gegen die Vorsicht im 5. Nachtrag Paragraph 14, Abs. 3b, Lit. e verstossen zu haben, indem er vielleicht einmal eigene Initiative entwickelt hätte (wofür die Verantwortung nicht mehr so gut abgewälzt werden kann).

Ein solches Verhalten ist durchaus dazu angeht, verschiedenste Unternehmungen und Kommissionen in ihrer Aktivität zu paralysieren. Ob damit die vielgerühmte Selbstverwaltung nicht zum reinen Selbstzweck herabgesetzt wird, bleibe dahingestellt.

Da haben wir beispielsweise die WOKO, die Wohnbaukommission. Wie der Name sagt, sollte diese Kommission dafür sorgen, dass endlich gebaut wird, und zwar möglichst nach den Vorschlägen und Erkenntnissen, wie sie u. a. aus der Sozialumfrage hervorgehen, also nach studentischen Konzeptionen und nicht nach irgendwelchen Plänen. Da bis zur Verwirklichung von solchen Bauten naturgemäss immer phantastisch anmutende Zeiträume verstreichen, hat es die WOKO übernommen, in verhältnismässig geringe Mittel erfordernden Alltagsleistungen Studentenbuden einzurichten. So erfreulich sich auch diese Tätigkeit entwickelt hat, es kann doch niemals Hauptzweck einer Organisation sein, von Provisorium zu Provisorium zu disponieren. Vielmehr sind die studentischen Bauprojekte wie Studentenhäuser und Siedlungen mit einem Zentrum studentischen Lebens mit allem Nachdruck zu fördern. Sodann ist mit allen Mitteln dafür einzustehen, dass die Verwaltung dieser Bauten auch in studentische Hände gelegt wird, um nicht Gefahr zu laufen, dass die Bewohner unopportune Hausordnungen zu befolgen haben. Wer je eine so richtige Schlummermutter erlebt hat, wird diese Forderung sicher unterschreiben. Wollen also die Studentenschaften bei der Ausführung und Verwaltung von Projekten nicht übergangen werden, so müssen sie sich durch die WOKO an diesen Bauten beteiligen. Dies lässt sich nur dadurch bewerkstelligen, dass der WOKO genügend finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Jeder Student ist ein potentieller Mieter von WOKO-Zimmern und weiss auch, dass es nicht gleichgültig sein kann, ob sein Zimmer von einer Schlummermutter bewacht oder ob sein Studentenhäuser von einer studentischen Organisation verwaltet wird. Es muss also jemanden geben, der sich wirkungsvoll für Studentenzimmer einsetzt. Es dürfte wohl kaum übertrieben sein, zu behaupten, dass nur sehr wenige Aufgaben der Studentenschaft wichtiger wären als die Linderung der Zimmernot. Hand aufs Herz: Was ist dir lieber, ein gutes helles, preiswertes Zimmer, wo dir ein gewisses Mass an studentischen Freiheiten gewährt wird, oder die Lesesaalkommission, die Serenadenkommission oder der Fackelzug?

Diese Verzerrung der Massstäbe kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass zwischen dem Geldbedürfnis dieser Kommission und den Beiträgen der Studentenschaft eine seltsame Disparität bestand und teilweise immer noch fortbesteht. So stellen die Studentenschaften der WOKO pro Studenten momentan lediglich etwa 10 Rp. jährlich

auf dem Höggerberg ausgeübt wird mit der Begründung »Die sollen selbst schauen, wie sie zurechtkommen, scheint von einem systematischen Desinteresse an allem, was nicht primäres Anliegen des KStR ist, herzufließen. Es ist nur zu bedauern, dass von seiten der Universität nicht mehr Verständnis für doch gemeinsame Anliegen aufgebracht wird. Es scheint, als ob es so etwas wie eine studentische Solidarität nicht mehr gäbe. Dass aber eine geeinte Gesellschaft ihre Ziele schneller erreichen kann, hat man in den Büros des KStR offenbar vollkommen vergessen.

Wie werde ich Mieter der WOKO?

Kurz gesagt, soll sich um ein WOKO-Zimmer nur bewerben, wer von sich sagen kann:

Ich will mit anderen Studierenden zusammenwohnen;
ich bin fähig, mich einer bestehenden Wohngemeinschaft einzuordnen und einen Beitrag zu ihrem Gelingen zu leisten;
ich bin bereit, Reinigungs- und andere notwendige Hausarbeiten selbst zu machen.

Wer nichts arbeitet . . .

Diese drei Bedingungen werden von so vielen Bewerbern erfüllt, dass die WOKO weitere Auswahlkriterien anwenden muss.

Aussenstehende erwarten meist, dass die Eigenschaft, Stipendiat zu sein, und die Steuererklärung der Eltern solche Kriterien abgeben. Dem ist aber aus verschiedenen Gründen nicht so. Die Steuererklärung seiner Eltern ist nicht immer repräsentativ für die wirtschaftliche Stellung eines Bewerbers. Die Tatsache, dass er Stipendiat ist, bedeutet

Big Brother will help

Der »grosse Bruder« wird schon helfen

Sie, Herr Meier und Müller, haben versagt: Warum haben Sie noch immer Vorurteile gegen den Studenten? Glauben Sie denn immer noch nicht, dass er mindestens so wichtig wie die Putzfrau ist? Warum lassen Sie ihn nicht bei sich wohnen, vorausgesetzt, Sie wissen überhaupt, was das heisst: Sie wollen ja doch nur einen hohen Mietzins, Sie lassen ihn nicht nächtelang arbeiten, leben, lieben. Sie berauben ihn seiner Freiheit. Aber er braucht grosse Freiheiten, denn wo soll er sonst grundsätzlich denken lernen können. Bei 5000 Einwohnern Zürichs können höchstens 2000 Studenten wirklich menschenwürdig bei Familien wohnen.

Sie, Herr Professor Ck. Dt., haben vergessen. Sie haben auch studiert – oder sich vielleicht nur einen Titel geholt. Sie haben auch unter unwürdiger Bevormundung gelitten. Heute, auf Ihrem Stuhl, hinter Ihrem Direktionspult, wissen Sie nichts mehr davon. Sind Sie je für uns auf die Barrikaden gestiegen? Ganz im Gegenteil, Sie glauben sogar, eine Parkgarage sei dringender.

Herr Gemeinde- und Nationalrat, Sie haben nichts unternommen. Mit vier Baracken am Berg glauben Sie ein Problem gelöst zu haben. Dabei hätten Sie doch gerade hier Ihre Lorbeeren billig haben können. Allein, Sie und Ihre Partei sind völlig richtungslos.

oft gerade, dass er (dank dem Stipendium) auf besondere wirtschaftliche Unterstützung nicht (mehr) angewiesen ist.

Ebenfalls keine Auswahlkriterien sind die Studienrichtung, die Nationalität, das politische und das religiöse Bekenntnis. Seit kurzem wählt die WOKO unter den Bewerbern auch unter folgendem Gesichtspunkt:

Als äusserst arbeitsintensive Organisation ist die WOKO auf die Mitarbeit der Studierenden angewiesen. Sie gibt deshalb jedem Bewerber ein Formular, mit dem er sich zu unentgeltlicher Mitarbeit anmelden kann. Der Bewerber setzt in dieses Formular ein, wann er wieviele Stunden welcher Art von Arbeit zu verrichten bereit ist. Die WOKO hat vor allem viele Büroarbeiten, daneben aber auch Möbeltransporte und andere handwerkliche Arbeiten zu erledigen; in Frage kommen auch komplexe organisatorische Aufgaben (insbesondere Hausverwalter-Tätigkeit).

Dass der arbeitswillige Bewerber die grösseren Chancen hat als der andere, ist nichts als die logische Folge davon, dass die WOKO eine Selbsthilfe-Organisation ist: Die Früchte der Arbeit sollen in erster Linie denjenigen zufallen, die die Arbeit geleistet haben. Das heisst nun aber nicht, dass die Mitarbeit *conditio sine qua non* für ein WOKO-Zimmer ist. Vielmehr handhabt die WOKO dieses Auswahlkriterium mit der gebotenen Zurückhaltung und berücksichtigt insbesondere die

Wer soll das bezahlen . . .

Die Stadt Zürich hat der WOKO 3 Häuser und 4 Baracken zur Verfügung gestellt, obwohl normalerweise ein Stadtzürcher bei seinen Eltern wohnt und kein eigenes Zimmer beansprucht.

Der Kanton Zürich hat der WOKO die Möblierung eines Studentenhauses mit 39 Zimmern finanziert und befasst sich zur Zeit damit, ob er den Studenten auf dem Höggerberg 6 weitere Baracken aufstellen lassen soll.

Wenn man auch behaupten mag, Stadt und Kanton Zürich täten zuwenig für Studentenunterkünfte, so muss man gerechterweise doch feststellen, dass es ja eigentlich nicht die Studenten aus Zürich sind, welche die Zimmernot verursachen. Viel grösser ist der Ansturm der ausserkantonalen und ausländischen Studierenden. Es lag daher nahe, sich zu überlegen, ob nicht die Kantone zur Finanzierung von Studentenhäusern herangezogen werden könnten.

Die WOKO hat daher eine Erhebung veranlasst, aus der hervorgeht, woher die Studenten eigentlich kommen, die in Zürich ein Zimmer bewohnen. Da die Statistiken von Uni und Poly nur über den Heimatort der Studenten Auskunft erteilen, mussten wir einen andern Weg suchen. Wir fanden ihn in den Unterlagen einer Studiengruppe mit einem etwas komplizierten Namen: Subkommission für Bedürfnis und Statistik der Studienkommission für Universitätsfragen, Luzern. Diese Kommission hatte in der ganzen Schweiz die Postleitzahlen des Wohnortes der Studenten und deren Eltern auf Lockkarten aufgenommen. Da uns die Luzerner ihre Unterlagen freundlichweise zur Verfügung stellten, konnte mit Hilfe des Rechenzentrums der ETH die schon längst fällige Erhebung durchgeführt werden.

Nehmen wir die Angaben von drei Kantonen heraus:

Wir sehen, dass 369 Aargauer Studenten bei ihren Eltern wohnen. Diese Studenten fahren also jeden Tag nach Zürich an die Hochschule und kehren abends nach Hause zu ihren Eltern zurück. 229 Studierende des Kantons Aargau haben jedoch in der Stadt Zürich ein Zimmer.

Noch eindrücklicher sind die Zahlen des Kantons Graubünden. Es sind nur 5 Unentwegte, die bei ihren Eltern wohnen und täglich den mehrstündigen Schulweg in Kauf nehmen. Dagegen bewohnen 273 Bündner Studenten in der Stadt Zürich ein Zimmer, und 18 Studenten haben in Vororten der Stadt ein Zimmer.

Die Berner belegen sogar 450 Zimmer in der Stadt Zürich und nehmen damit die erste Stelle in der Tabelle der studentischen Fremdarbeiter ein.

Herr Regierungsrat, Sie sind sowieso entschuldigt – immer. Sie hatten wohl wichtigere Arbeiten. Studentisches Leben ist doch kein Anliegen für einen Magistraten! Ihre Verwaltung betreibt auch Häuser, aber die sind gerade dann noch für Studenten gut, wenn auch die Fremdarbeiter nicht mehr darin wohnen wollen. Wie wär's mit einem Aufruf an den Bürger, mehr Studenten zu beherbergen? Verzeihung, Sie arbeiten ja mit ihrem Ghost-Writer an Ihren Memoiren.

Unsere Institutionen vermochten nicht, uns brauchbare Unterkünfte zur Verfügung zu stellen. Sind auch wir daran schuld? Wir wissen zwar um das Uebel, bekämpfen es aber, wenn es hoch kommt, am Bierisch. Zwar haben einige Don Quixotes die klare Idee einer Siedlung und Mensa postuliert. Schon 1957. Ein kleines Wunder. Die Vertreter der Studentenschaft vertreten uns nämlich meist wenig bis gar nicht. Mangels Kandidaten kommen die Beziehungsstichtigen zu den höchsten Posten. Hat sich dann jeder Funktionär den einflussreicheren Mann vorgestellt und seinen Willen zur Kollaboration kundgetan, ist seine Amtszeit vorbei. Initiativen wenig verifizierter Studenten werden abgewürgt. Die Studentensiedlung wurde von den »Uebereifrigen« nur bis 1961 gefordert. Dann trat man einer Kommission bei. Man half ein Raumprogramm ausarbeiten. Seither bemühen sich unsere Vertreter nur noch zu verstehen, dass man, unter diesen Umständen, gerade jetzt . . . usw. Getan wurde nichts mehr.

1962 wollte man eine Mensa, Man begann sogar mit einem eigenen Architekten zu projektieren.

Inanspruchnahme von Bewerbern durch Prüfungs- vorbereitungen oder Erwerbstätigkeit.

Wer WOKO-Mieter werden möchte und nicht wegen grosser Entfernung des Wohnortes oder wegen Militärdienstes am persönlichen Erscheinen verhindert ist, hat sich beim Chef des Ressorts WOKO-Zimmer-Zuteilung vorzustellen. Seine Präsenzzeiten im jeweils laufenden Semester oder in den jeweils laufenden Ferien sind stets auf dem Sekretariat der WOKO angeschlagen und können auch auf dem Sekretariat des VSETH und auf demjenigen der Studentenschaft der Uni erfragt werden (in diesem Semester: Montag 07.15 bis 08.00 und Mittwoch 07.15 bis 09.00). Ausser dem Chef des Ressorts WOKO-Zimmer-Zuteilung (und seinem allfälligen Stellvertreter) ist niemand, weder ein anderer Vorstandsmitglied noch ein Hausverwalter, befugt, eine Bewerbung entgegenzunehmen.

Die WOKO erhebt von jedem Bewerber einen Unkostenbeitrag von 3 Fr. Nur immatrikulierte Studierende der ETH und der Uni Zürich können sich um WOKO-Mietobjekte bewerben.

Alle weiteren Auskünfte, insbesondere über die Dauer der Gültigkeit einer Bewerbung, über Beginn und Auflösung der Mietverhältnisse, über die Möglichkeit der Untervermietung während der Ferien und über die anderen Bestimmungen des WOKO-Mietvertragsformulars, erteilt der Chef des Ressorts WOKO-Zimmer-Zuteilung während seiner Präsenzzeiten.

Das Reservoir an Zimmern in Untermiete wird in Kürze erschöpft sein. Einen leisen Hoffenschimmer gewährt die Möglichkeit, dass das Untermietverbot in der Stadt Zürich doch einmal aufgehoben werden dürfte. Sehr viele brauchbare Zimmer werden jedoch nicht gewonnen werden können. Von Neubauten dürfen wir schon gar nichts erwarten.

Von 1952 bis 1962 stieg die Anzahl der Studierenden an den Schweizer Hochschulen von 15 656 auf 25 659, das heisst um 64%. Für das Jahr 1975 prophezeit uns der Bericht Labhardt rund 53 000 Studierende.

Wir rennen in eine Katastrophe hinein, und das nicht erst 1975, sondern bereits in den nächsten 5 Jahren. So lange nämlich, wie die geplanten Bauten noch nicht stehen.

Ist es billig, die ganze finanzielle Last auf Stadt und Kanton Zürich abzuwälzen und, wenn diese nicht mehr können, gegebenenfalls beim Bund um Subventionen zu bitten? Wir sind der Auffassung, dass auch diejenigen Kantone ihr Scherflein beizutragen haben, die jedes Jahr Hunderte ihrer Studenten in Zürich studieren lassen und dafür überhaupt keinen Beitrag leisten.

In Bern besteht bereits ein solches Studentenhäuser, bei dem die Kantone einen Anteil übernommen haben. Es geht also; was die Berner zustande bringen, dürfte wohl auch in Zürich möglich sein. Der Kanton Graubünden prüft zur Zeit die Möglichkeit, wie er sich an einem Studentenhäuser beteiligen könnte. Die WOKO wird in den nächsten Monaten mit den zuständigen Behörden Kontakt aufnehmen und versuchen, dies davon zu überzeugen, dass sie sich am Bau eines Studentenhauses der Kantone beteiligen müssen, weil Zürich als Hochschulstadt und Hochschulkanton diese Belastung nicht auch noch ganz alleine tragen kann.

Soll dieses Vorgehen erfolgreich sein, so muss die WOKO damit rechnen können, dass Kommilitoninnen und Kommilitonen aus den Kantonen, die keine Hochschule haben, sich für unser Anliegen einsetzen. Wir werden mit den Kantonen Graubünden und Aargau beginnen. Es sind daher vor allem die Bündner und Aargauer Studenten, an die sich unser Aufruf richtet. Es gibt unter euch sicher auch solche, die gerne aktiv mitmachen möchten.

Die WOKO besteht hauptsächlich aus Zürchern. Wir vertreten euer Anliegen und kennen die Verhältnisse in euren Heimatkantonen naturgemäss nicht so aus der Nähe wie ihr. Wenn ihr mitmacht, so besteht eher die Möglichkeit, dass innerer nützlicher Frist ein Studentenhäuser durch euren Kanton gebaut oder wenigstens mitfinanziert wird.

Hält heute ein Vertreter des Regierungsrates eine skandalöse Rede, die all unsere Bemühungen lächerlich macht, so antworten die Vertreter der Studenten, man müsse sich doch zuerst erkundigen, ob dies wirklich so gemeint sei, ob da nicht doch eine höhere Absicht zu unseren Gunsten versteckt liege . . . etc. Es wird kollaboriert.

Wenn wir Vertreter wählen, die ihre Posten mit pseudopolitischen Beziehungen vergewaltigen, unseren Zielen aber völlig gleichgültig gegenüberstehen, wie sollen wir dann erwarten, dass Bürgerschaft und öffentliche Hand unsere sorgsam gehüteten Wünsche erfüllen. Wir wissen, was wir brauchen, und unternehmen – nichts.

Hoffentlich wird der grosse Bruder bald kommen, unser Unterbewusstsein lesen und alles zum Besten wenden.

Da gibt es allerdings noch eine andere Möglichkeit:

Wir fordern, was wir brauchen. Suchen uns wirkliche Vertreter Erliegen nicht der behördlichen Hinhalteteknik. Und werfen faule Tomaten, wenn nötig . . . auf die vielen kleinen »grossen Brüder«, die wir schon haben.

Redaktion dieser Beilage: Ralph Bänziger und Toni Lienhard (unter tatkräftiger erschwerender Mithilfe des WOKO-Propagandachefs).

Die Beiträge zur WOKO wurden von WOKO-Vorstandsmitgliedern verfasst, welche auch die Verantwortung für alle ihre Äusserungen übernehmen.

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(modern und dynamisch)

Würden Sie in dieses Atelier passen? Wenn das Licht weich durch das Deckenfenster fällt, könnten Sie sich da nicht berauschen lassen von Farben und Formen, von Bewegung und Ruhe?

Wenn Sie ein Künstler sind oder die feinen Nerven und die Empfindsamkeit eines Künst-

lers besitzen, wenn der Sinn für das Schöne Sie manchmal beinahe überwältigt... dann besitzen Sie sicher auch die Fähigkeit, Sein von Schein zu unterscheiden, denn Sie wissen, was echt ist – echt wie Ihre Gauloises.

GAULOISES – ORIGINAL TABAC DE FRANCE. REIN, REICH, UNVERFÄLSCHT. UN PLAISIR SANS ÉGAL. FÜR ECHE TE RAÜCHERER

G 66/2 R

**Coiffeur
E. Hotz**

Für Studenten
**Ermäßigung
Haarschneiden**

Zürich 1
Rindermarkt 19

ausgenommen
am Samstag
Dienstag den ganzen
Tag geschlossen

**Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen**

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniestraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

**Nützen Sie die Vorteile,
die Ihnen das Automie-
ten bei BUDGET bieten.**

Preisgünstiges Automieten
bei kompletter Versicherungsdeckung.
(Vollkasko möglich.)

Einmalige Herbstangebote



Hohlstrasse 700
8048 Zürich
FARBHOF
Tel. 625 625



Hotel und Restaurant

bei der ETH

Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübl für Essen jeder Art
Prima Küche. Zimmer ab Fr. 12.–
Television

Otto Fischer AG.
Zürich 5

**Fabrikation und Engroshaus
elektrotechnischer
Bedarfsartikel**

Lieferung nur an konzessionierte Firmen



HHH

AG. Heinr.

Hatt-Haller
Hoch- und Tiefbau Zürich

Nebenverdienst für Studenten

Einziges
**Kino-
Operateur-
Schule**
in der Schweiz

2 moderne
Lehrkinos
Fachliteratur
mit Zeugnissen

**Kurse für
Normal- und Schmalfilm**

Veranstaltet von dem Ordensrat der Jura- und Solothurner Kantone
INSTITUT JURA - SOLOTHURN
Berufsschule für Kinopersonale und Arzgebülten
Kleine Handstr., Sprach- und Verkehrsschule
8000 Hauptbahnhof Telefon (052) 294 54

Haben Sie noch nicht an die Möglichkeit ge-
dacht, Geld zu verdienen, ohne Ihre wertvollen
Studiumsstunden kürzen zu müssen?

Wenn Sie unsere Kurse für Kino-Operateure
(-innen) besuchen, können Sie sich die Kennt-
nisse, die zur Ausübung des Kino-Operateur-
Berufes notwendig sind, aneignen.

**Kursbeginn ist jeweils Ende April und
Ende Oktober. Das Lehrprogramm
umfasst 20 Samstage von 8.05 bis
11.50 Uhr und von 13.30 bis 15.50 Uhr.**

Unverbindliche Auskunft durch das
Sekretariat des
»INSTITUT JURA«, 4500 SOLOTHURN
Tel. (065) 2 94 54 3 Min. v. Hauptbhf.